

Totentafel

Autor(en): **Müller-Schneider, P. / Peer, Andri / Dalbert, Peter**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **24 (1982)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

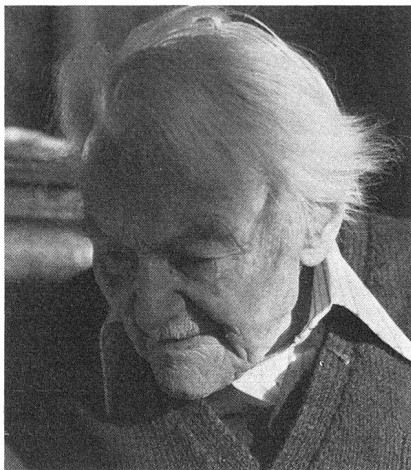
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Drs. h. c. Josias Braun-Blanquet



Am 20. September 1980 verschied in Montpellier Josias Braun-Blanquet, Bürger von Avers und Ehrenbürger von Chur. Er wurde am 3. August 1884 in Chur geboren und verbrachte daselbst seine Jugendzeit. Nachdem er die Primarschule und die Handelsabteilung der Kantonsschule besucht hatte, entschloss er sich zu einer Banklehre mit der Absicht, später in das Lebensmittel- und Samengeschäft seiner beiden Onkel Kintschi einzutreten, das ihm eine gesicherte Zukunft verhieß. Schon früh übte er sich mit seinem Freunde F. Allemann in der Freizeit auch im Pflanzenbestimmen. Häufige floristische Entdeckungsfreuden spornten ihn an, sich immer intensiver mit der heimischen Pflanzenwelt zu befassen. Bald einmal wurden Fachbotaniker, wie Sekundarlehrer Meister in Horgen, die Zürcher Professoren C. Schröter, E. Rübel, H. Schinz und Brockmann-Jerosch sowie der Genfer Chnevard, auf ihn aufmerksam und förderten ihn. E. Rübel veranlasste ihn 1905 sogar, die kaufmännische Tätigkeit in Chur ein Jahr lang zu unterbrechen und auf Bernina Hospiz botanische und meteorologische Arbeiten durchzuführen. Prof. H. Schinz ermöglichte ihm 2 Semester Studium an der Universität in Zürich, wo er aber mangels eines Maturitätsausweises nicht doktorieren konnte.

Er begab sich daher zu Dr. Ch. Flahault, Professor an der Universität in Montpellier, der ihm dies ermöglichen konnte. Dort fand er auch seine Lebensgefährtin Gabriella Blanquet, die im Laufe der Zeit wesentlich zu seinen wissenschaftlichen Erfolgen beitrug. Nach der Heirat war Braun wieder für Prof. Rübel in Zürich tätig. 1923 habilitierte er sich an der ETH und las dort über pflanzensoziologische, pflanzengeographische und florengeschichtliche Themen. 1926 zog er jedoch mit Frau und Tochter wieder nach Montpellier, wo er als freier Forscher im Botanischen Institut der Universität arbeiten konnte. 1930 gründete er dann eine eigene Forschungsstation, die Station Internationale de Géobotanique Méditerranéenne et Alpine (SIGMA). Sie wurde im Laufe der Zeiten von Forschern und Studenten vieler Länder besucht, denn Braun erwies sich immer mehr nicht nur als ein selten zäher Forscher, der weite Reisen unternahm und dem kein Berggipfel zu hoch war, um seine Vegetation zu studieren, sondern auch im Umgang mit Anfängern und Forschern als ein unermüdlich anspornender und gebender Meister der Botanik.

Schon 1904 erschien seine erste wissenschaftliche Publikation. Sie trägt den Titel «Beiträge zur Kenntnis der Flora Graubündens» und erschien in den Berichten der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft. Bis zu seinem Tode wurden es, allein die Flora Graubündens betreffend, ca. deren 80, die er z. T. auch in Zusammenarbeit mit andern Wissenschaftlern herausgab. Besonders bedeutungsvoll davon sind diejenigen, die unter folgenden Titeln erschienen: Die Vegetationsverhältnisse der Schneestufe in den Rätisch-Lepontischen Alpen, die 1695 Seiten starke Flora von Graubünden mit E. Rübel, die Schedae ad Floram raeticam mit mehreren Mitarbeitern sowie eine Reihe von Veröffentlichungen über die Flora des Schweizerischen Na-

tionalparkes im Unterengadin und die Übersicht über die Pflanzengesellschaften Rätens.

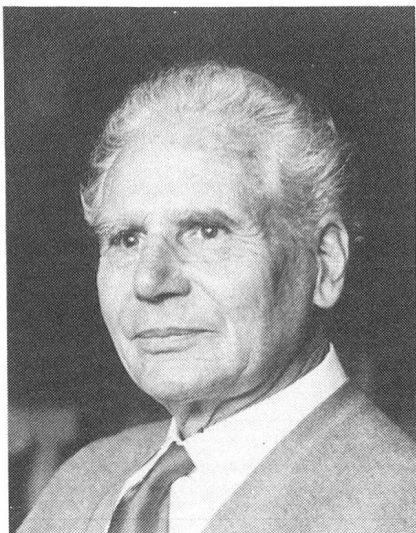
Im In- und Ausland wurde er ganz besonders durch das 1928 im Verlag von Julius Springer in Berlin erstmals erschienene, wegweisend wirkende Lehrbuch «Pflanzensoziologie» bekannt, das auch in englischer Sprache herauskam. Seine Methode für die Erfassung der Pflanzengesellschaften wurde darnach ausser in der Schweiz und in Südfrankreich noch in vielen andern Ländern Europas, Nordafrikas und Amerikas erprobt. Mit genialem Blick schuf er auch ein System der Pflanzengesellschaften. Über 200 wissenschaftliche Veröffentlichungen verliessen im Laufe der Zeiten die Station Internationale de Géobotanique Alpine et Méditerranéenne (SIGMA).

Brauns botanische Arbeiten fanden bei den Fachleuten nicht nur Anerkennung, indem sie seine Forschungsmethoden und seine Systematik der Pflanzengesellschaften anwendeten, es wurden ihm auch viele Ehrungen zuteil. Schon 1919 wurde er zum Korrespondierenden Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens ernannt und einige Jahre später zu deren Ehrenmitglied. 1971 verlieh ihm der Kleine Rat Graubündens den Kulturpreis. Die Schweizerische Botanische Gesellschaft und 8 ausländische Botanische Gesellschaften ernannten ihn ebenfalls zu ihrem Ehrenmitglied. Er wurde auch Mitglied von 3 Akademien. 5 Hochschulen ernannten ihn zum Ehrendoktor. Zudem war er Chevalier de la Légion d' Honneur und Officier de l'Ordre Quissam Aluite Chérifien. Ferner wurde ihm die Linnean Gold Medal for 1974 überreicht und zu seinem 60., 80. und 90. Geburtstag erschienen Festschriften.

Seiner Heimat blieb Josias Braun bis zuletzt treu. Wenn irgendwie möglich, besuchte er sie jeweils im Sommer, das letzte Mal im Sommer 1980. Schon bald darauf nahm eine andächtige Trauergemeinde im Churer Krematorium von ihm Abschied.

P. Müller-Schneider

Architekt Jachen Ulrich Könz



Jachen Ulrich Könz wurde in der ersten Jahreshälfte 1981 der bündnerischen Kultur als erster unter drei bedeutenden Persönlichkeiten entrissen, vor Jon Semadeni und Cla Biert. Er war der älteste von ihnen, hätte, vom Alter her, mein und Cla Bierts Vater sein können und half väterlich mit Ratschlägen und sachlichen Hinweisen bei meinen wissenschaftlichen und volkskundlichen Arbeiten. Er war, als er im Spital Samedan wohlbehütet und betreut von diesem Leben Abschied nahm, scheinbar der am wenigsten Kranke der drei Kulturträger, doch hatter er schon seit Jahren mit einigen Beschwerden zu schaffen gehabt. So öffnete sich ihm, nach einem beinahe erlösenden Tod, am 28. Dezember 1980, im Friedhof seines Heimatdorfes ein kaltes Grab, unter einem strahlenden Himmel. Das Begräbnis fand statt im Beisein der Familie und vieler Freunde und Bekannten aus nah und fern. Am 20. Februar 1981 hätte er seinen 82. Geburtstag feiern können – ein hohes Alter also, das er nach dem Mass seiner Kräfte musterergütlich genutzt hat, indem er, wie es Goethe empfiehlt, versuchte, auch aus seinem Leben ein Kunstwerk zu machen.

Als Sohn von Kaufmann Peider Könz und der Constanza geborenen Vital, kam er in Arezzo zur Welt, wo die Seinen Geschäfte betrieben, gerade ein Jahr vor der Jahrhundertwende. Er wuchs dort auf und verkehrte schon als Knabe mit seinem gleichaltrigen und gleichnamigen Verwandten Giacumin Könz.

Die ersten Schulen also wurden in der Toskana absolviert, was seine Hinwendung zum strengen und doch humanen Kunstgeist Italiens, dem er sein Leben lang treu blieb, begreiflich macht. Dann besucht er die Churer Kantonsschule, wo er die Matura ablegt, um dann in Stuttgart und an der ETH in Zürich Architektur zu studieren, wo er mit erst 22 Jahren das Architektendiplom erwirbt. Das bringt den begabten jungen Mann auch wieder in Verbindung mit seinem Heimattal, eine vorbestimmte Beziehung, die eigentlich nie unterbrochen worden war, sprach man doch auch in Arezzo romanisch in der Familie, unterhielt enge Beziehungen mit den in Italien ansässigen Verwandten und mit den Leuten zu Hause und verbrachte als «Schwalben» (randulins) den Sommer im hochgelegenen Heimattal. So durfte der Student mitberaten beim Wiederaufbau von Sent nach dem schrecklichen Brand vom Jahr 1921, und erst recht in Susch (nach dem Brand von 1927), wo bereits wertvolle Erfahrungen zum Schutz der Häuser vor Feuersbrünsten angewandt wurden. Das liess vielleicht in ihm Vorstellungen reifen, die nie einseitig, kategorisch oder fanatisch waren. Vielmehr verstand er es, das Neue zu verwirklichen, ohne das Alte zu verwerfen. Er wusste stets mit intuitivem Formempfinden und Toleranz moderne Tendenzen mit den überlieferten Bauformen zu versöhnen.

Er wirkte auch mit als Berater beim Wiederaufbau von Dörfern und Städten Frankreichs, die im Verlauf des Ersten Weltkrieges Zerstörungen erlitten hatten, wie in Nesle bei Amiens, und in La Rochelle, der hugenottischen Hafenstadt, die er auch später gerne aufsuchte. Nach dem Tod seines Vaters (1925) hiess es für ihn, die Geschäfte in Italien selber an die Hand zu nehmen (wie es auch sein Verwandter Peider Linsel in noch jüngerem Alter tun musste); zu ordnen und zu planen. Das gab ihm auch Gelegenheit, sich im Verlauf einer grossen Studienreise in die Kenntnisse der schönen Künste seines Geburtslandes zu vertiefen.

Sein erstes Architekturbüro eröffnete er in den Jahren 1926/27 in Davos, wo

er in Zusammenarbeit mit Ingenieur Tobias Branger das Wohn- und Geschäftshaus «Dischmahaus» baute. Nachher arbeitete er in Zuoz, dem Heimatort seiner ersten Gattin Dora Geer, der Mutter von vier Söhnen, die im Hause am oberen Dorfrand aufwuchsen, das er selber konzipiert hatte. Er baute auch Schulhaus und Sportanlagen für das Lyceum Alpinum, renovierte die protestantische Kirche in Zuoz. Dann kamen weitere Gebäude an die Reihe, im Engadin, im Münstertal und in Bergün; als anspruchsvolle Aufträge besonders die Schulhäuser von Ardez, Müstair und Tschlin, wie auch das prächtige Haus des Nationalparks in Zernez.

Seine tiefe Vertrautheit mit der einheimischen Geschichte und Kultur, insbesondere der Bauweise und der inneren Anlage des Bauern- und Bürgerhauses, konnte er vornehmlich bei der Restaurierung und der Inneneinrichtung von Orts- und Regionalmuseen in schon vorhandenen Gebäuden zunutze ziehen, so in Scuol (Museum d'Engiadina Bassa, in der sogenannten «Clastra»), in Stampa (Ciäsa Granda), in Vals (Gandahus) und in Valchava (Chasa Jaura), aber auch bei der Renovation des Schlosses Planta-Wildenberg in Zernez und bei der Erneuerung der Kirchen von Lü, Tschier, Lavin, Valchava und Tschlin. Er leitete auch den Ausbau des Altersasyls des Unterengadins in Scuol und lieferte originelle Ideen beim Umbau des alten Hotels «Laudinella» in St. Moritz zu einem Kulturzentrum, mit Konzertsaal und anderen Räumen, die auch dem kulturell interessierten Publikum zur Verfügung stehen. Ausserdem baute er das Spital Santa Maria und die Zentrale der Elektrizitätswerke Zervreila und Pradella und, zusammen mit Architekt Ernst Zietzschmann, übernahm er den Wiederaufbau des Domleschger Dorfes Traun (Trans), das ganz vom Feuer zerstört worden war. Sein Gütezeichen tragen auch die Grenzschutz-Personalhäuser in Martina, Strada, Müstair und Punt La Drossa und manche andere Neubauten und Renovationen, die wir nicht alle aufzählen können.

Im ganzen Land und über unsere Grenzen hinaus bekannt wurde Jachen Ulrich Könz aber vor allem durch die Gesamtrestaurierung des Dorfes Guarda, die er ab 1939 aus eigener Initiative in

Angriff nahm, mit Unterstützung des Schweizer Heimatschutzes, der Bündner Regierung und anderer offizieller und nicht offizieller Institutionen. Er machte aus Guarda eine architektonische Sehenswürdigkeit, ein dörfliches Kleinod ohnegleichen, das von Leuten aus der ganzen Welt besucht und bewundert wird und zum Glück auch an anderen Orten zum nachahmenswerten Beispiel genommen wurde. Im Jahre 1975 wurde Guarda mit dem begehrten Henri-Louis Wakker-Preis für das intakte Dorfbild und seine Erhaltung ausgezeichnet. Schriftsteller wie Jean Paulhan, von der Nouvelle Revue Française, und Gottlieb Heinrich Heer schildern begeistert ihre Eindrücke. Der berühmte Architekt Le Corbusier kommt eigens nach Guarda, um Könz kennenzulernen und an seiner Seite das Dorf zu besichtigen. Gewisse strukturelle Elemente, besonders die Mauern und Fenster in Guarda, sollen ihn beim Bau der Chapelle de Ronchamps inspiriert haben, anerkennt der grosse Jurassier später. Kein Wunder also, dass von nun an «Giacumin», wie er sich von seinen Freunden anreden liess, als Experte in Fragen der Restauration, besonders des Engadiner und Bündner Hauses, galt. Er erneuert Sgraffiti, alte Fassadenmalereien auch in anderen Dörfern und ist der zuverlässige und versierte Berater zweier seiner Söhne, die in seine Fussstapfen treten. Neben Peider, dem Bauingenieur, Jachen, dem Förster und Andri, dem Psychotherapeuten, sind es Constant, diplomierter Architekt, origineller Sgraffitokünstler und Kunstmaler, und Steivan Liun, zuerst Fotograf und dann Maler und Sgraffitokünstler von ausgeprägt persönlichem Stil.

Auch in dieser Sparte der Verzierung am Haus würde es schwer fallen, alle Arbeiten, die Jachen Ulrich Könz in unseren Dörfern selbst ausführte oder anregte und beeinflusste, aufzuführen.

Er war auch ein gewiegter Geschäftsmann und liess seinem Bauerngut Sassuolo in der Emilia aufmerksame Pflege angedeihen, bis ungünstige Umstände: der Bau einer Autobahn, staatliche Eingriffe, Schwierigkeiten in der Anstellung des landwirtschaftlichen Personals, der Aushub von Lehmgruben zur Herstellung von Boden- und Wandkacheln, dies zuungunsten der Landwirtschaft betrieb-

ben, ihm die Freude nahmen, so dass er schliesslich das Gut veräusserte.

Er übernahm auch politische Verantwortungen, war Landammann des Kreises Ob-Tasna und während vieler Jahre Dorfpräsident von Guarda, ein Amt, bei dem ihm, wie in seinem technischen Beruf und in seinem geschäftlichen Gebaren, die aktive und intelligente Unterstützung von Selina Könz zugute kam, die er 1939, kurz vor der Kriegsmobilmachung, in zweiter Ehe geheiratet hatte und die ihm den jüngsten der fünf Söhne, Steivan Liun, schenkte.

Von 1937 bis 1957 war er Vorstandsmitglied der Bündner Sektion GSMBA (Gesellschaft der Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten) und trat dafür ein, zusammen mit dem Maler Leonhard Meisser, den Architekten Nicolaus Hartmann, Arnold Rietmann und Andrea Aldo Wilhelm, dass die Bündner Kantonsregierung einen Fonds für die Förderung des künstlerischen Schaffens anlege (Kulturkredit). Er hat an Planungsaufgaben in Zusammenarbeit mit dem Heimat- und Naturschutz mitgewirkt, hat als einer der ersten die Bauernhausforschung in Graubünden vorangetrieben, war während zwölf Jahren Mitglied des Architektenbundes BSA, Präsident der Union dals Grischs, und auch hier könnte man noch etliche Dienste nennen, die er seinem Tal, seinem Land erwies.

Aber eben, er hat den Bau der Engadiner Kraftwerke unterstützt, nachdem er sich zuerst dagegen ausgesprochen hatte, was ihm damals viele Anhänger eines intakten Engadins übelnahmen. Obwohl es vielen von uns einleuchtet, dass wir immer mehr Energiequellen benötigen, ist jener Widerstreit noch heute nicht ganz beigelegt. Wer in einer Sache aktiv wird und gar in einem Unternehmen solchen Ausmasses Partei ergreift, schafft sich auch Feinde. Aber es wäre bestimmt fehl am Platze, zu glauben, dass nur Gewinnsucht ihn zum Befürworter des umstrittenen Kraftwerkbaus machten. Er war immer mehr davon überzeugt, dass die hydroelektrische Anlage sich für das Engadin in eine Politik der Konsequenz, des Fortschritts und wachsender Unabhängigkeit eingliedere. Heute kann jeder darüber befinden, wie es ihm gerecht scheint.

Neben seiner grossen Begabung, ja seiner künstlerischen Berufung, die er als

Architekt, gewandter Zeichner und Meister des Sgraffito und der Hausverzierung hatte, pflegte er in seinen stimmungsvollen Aquarellen ein Hobby, das seine letzten Jahre verschönte und jetzt die eine oder andere unserer Stuben schmückt. Übrigens besass Jachen Ulrich Könz ein feines Sensorium auch für die Literatur, vor allem für die lyrische Dichtung, die er mit kritischem Sinn und ungewöhnlichem Verständnis bewertete. Er hat auch selber die beschwingte Feder des Literaten ins «alte Tintenfass» getaucht und das oder jenes Stück für die Bühne erfunden, hat einiges von Goldoni übersetzt und seinen «Aviatur» in verschiedenen Gemeindegassen aufgeführt gesehen. Mit Gewinn und Interesse haben viele seine Artikel in der «Gazetta Ladina», im «Fögl Ladin», im «Chalender Ladin» und im «Sain Pitschen», aber auch in deutschsprachigen Bündner Zeitungen und in Zeitschriften wie «Terra Grischuna» und der «Schweizerischen Bauzeitung» gelesen.

Er unterstützte auch Studenten und Doktoranden mit Ratschlägen und Material, so Bettina Campell sowie den Schreibenden; er ist, neben dem leider auch verstorbenen Prof. Christoph Simonett, Mitautor der monumentalen zweibändigen Ausgabe «Die Bauernhäuser Graubündens» (herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel); er half dem grossen Kunsthistoriker Erwin Poeschel mit vielen Ratschlägen bei der Abfassung seines «Burgenbuchs von Graubünden» und beim 3. Band der «Kunstdenkmäler Graubündens» (herausgegeben im Rahmen der Kunstdenkmäler der Schweiz); trug manches bei zu Cereghinis Schrift «Costruire in montagna». Aber es war ihm auch vergönnt, Bücher ganz aus eigener Hand zu veröffentlichen: so die prächtige Monographie «Das Engadiner Haus», erschienen in den «Schweizer Heimatbüchern» des Verlages Paul Haupt, Bern, ein Band, der 1978 in dritter, vermehrter Auflage herauskam. Dann verdanken wir ihm eine Monographie seines Dorfes Guarda, versehen mit vielen architektonischen, historischen und volkskundlichen Hinweisen, ebenfalls (1976) bei Paul Haupt erschienen; und dazu kommt vor allem die umfassende Darstellung über das «Sgraffito», zu welcher Eduard Widmer die vorzüglich-

chen Fotos beisteuerte. Könzens Text ist von kristalliner Reinheit, wenn er Technik, Formen der noch vorhandenen Sgraffiti darstellt und sie nach Tälern aufreicht: Bergell, Oberengadin, Unterengadin, Münstertal, Albulatal – und alles wissenschaftlich dokumentiert. So ist ein nachgerade unentbehrliches Nachschlagewerk für Spezialisten vom Fach und für Liebhaber entstanden (Atlantis Verlag Zürich, 1977).

So viele Verdienste und Anerkennungen, vor allem solche auf dem Gebiet der Architektur, der Restauration und der Planung, mussten auffallen und wurden denn auch mit Preisen ausgezeichnet. Italien, vertreten durch die Universität Turin, verlieh ihm 1954 den Premio per l'architettura e l'urbanistica montana» (sog. «Toro di Torino»); noch im Jahr 1978 durfte er in St. Moritz den Kulturpreis «Laudinella» entgegennehmen, den er mit der Ausstellung eigener Aquarelle im Kurzentrum St. Moritz-Bad feierte.

Wer ihn aufsuchte, kehrte bereichert, ermutigt, belebt vom Hause Könz zurück, oder von einem gemeinsamen Ausflug, wie jene Forschungsfahrten durchs Oberhalbstein in Gesellschaft Albert Klaingutis und Dr. Andrea Schortas,

oder von Wanderungen mit unseren Frauen im Puschlav und im Luganese.

Ein Mann hat gelebt, hat gewirkt, ein Mann ist von uns gegangen. Es fällt schwer, von einem, wie er einer war, Abschied zu nehmen: diskret, feinsinnig, hilfsbereit, intuitiv und generös. Alles in allem eine aristokratische oder jedenfalls patrizische Figur, so wie ihn Turo Pedretti porträtiert hat, ein Gransignore auch in seinem Charakter und in seinem Gehaben und in jener fast introvertiert anmutenden Zurückhaltung, die einen Wunder nahm bei einem so erfolgreichen Mann und doch wieder einleuchtete, je besser man ihn kennenlernte. Sein Name wird weiterleuchten auf der Ehrentafel der bedeutenden Engadiner. Jene, denen er seine Freundschaft schenkte, werden dankbar seiner gedenken, sich erinnern an seine hohe, immer etwas heisere Stimme, an sein kindlich anmutendes Lachen, werden sich unbeeirrt seine würdige, noble Gestalt vor Augen halten. Und wenn wir durch die Dörfer streifen, stossen wir hie und da auf ein Haus, das spricht oder gar auf eines, das singt. Dann wissen wir, dass dieses Haus Zeugnis ablegt für Jachen Ulrich Könz.

Andri Peer

deutlich, dass dem Redner das Feuer und die Rhetorik, Witz und Humor unvermindert zur Verfügung standen wie eh und je!

Wie wäre es sonst möglich gewesen, dass Peter Wiesmann zu diesem Zeitpunkt noch immer zur Freude seiner Schüler und Kollegen als Hilfslehrer an unserem Gymnasium wirkte? Er beabsichtigte, seine letzte Griechischklasse auch noch bis zu deren Matura im Juni 1981 weiterzuführen, um dann endgültig in den Ruhestand zu treten.

Es sollte anders sein. Gegen Ende 1980 musste sich der Unermüdliche einer Operation im Kantonsspital unterziehen. Es war ein letztes heftiges Leiden, das er mit Fassung und Ergebenheit trug. Am 17. Januar 1981 fand die Abdankung des am 14. d. M. Verschiedenen im Kreise der Angehörigen und Freunde in der Regulakirche statt. Sein ehemaliger Schüler, Pfarrer Dr. Hans Berger, sprach Worte der Besinnung und Dankbarkeit für die lange, vielseitige und fruchtbare Tätigkeit des Verstorbenen. Er wies darauf hin, dass Peter Wiesmann nicht nur in der klassischen Altertumswissenschaft zu Hause war, sondern sich in den letzten Jahren zunehmend mit dem Neuen Testament und der Frage des «Seins hinter dem Schein» beschäftigte. Davon zeugten vor allem die letzte Arbeit Wiesmanns: «Der gläubige Sokrates» sowie ein unveröffentlichter Vortrag über die sogenannte Areopagrede des Apostels Paulus (App. 17).

Wer war denn dieser Forscher und Gelehrte, der über ein so umfangreiches Wissen und profunde Einsicht auf dem Gebiete der Altphilologie, der Archäologie, der Geschichte und Kunstgeschichte wie der Musik verfügte? Und vor allem: wer war dieser «Schulmeister», der es verstanden hat, zuerst drei Jahre in Zürich und dann fast genau fünf Jahrzehnte an der Bündner Kantonsschule Generationen von Schülern zu begeistern? Ja, es musste schon ein «Meister der Schule» sein, der dies fertig brachte. Rektor Dr. J. C. Arquint schreibt in seinem trefflichen Nachruf im Schulprogramm 1980/81 im Zusammenhang mit der Würdigung der Wirksamkeit von Prof. Wiesmann noch über die Pensionierung hinaus: «Aber die Grundhaltung war gegeben:

Rektor Dr. Peter Wiesmann



Am 26. Oktober 1979 folgte eine kleine, bunt gemischte Schar von Angehörigen, Freunden, jungen und alten Kollegen einer Einladung von Prof. Dr. Peter

Wiesmann zu einem festlichen Nachtessen im Restaurant «Zum Metzger» in Chur. Im Dachgeschoss dieses Hauses auf dem Arcas hatte Peter Wiesmann seit einigen Jahren eine komfortable und gemütliche stille Heimstätte gefunden. Wer hätte der Einladung nicht mit Freude Folge geleistet? Galt es doch, zusammen mit dem Jubilaren seinen 75. Geburtstag zu feiern. Fast alle Fakultäten der «Universitas litterarum» waren vertreten: ergraute Häupter neben unlängst promovierten Akademikern, ehemalige Schüler, Damen und Herren, verschieden an Herkunft und Beruf, vereint zu einer festlichen Tafelrunde. Mit launigen und poetischen Worten und Musik wurde der 75. Geburtstag des hochgeschätzten Freundes und Kollegen gebührend gewürdigt. Aus der kurzen Ansprache des Jubilars, klar und gekonnt nach Form und Gehalt, wurde das Erstaunliche

- zunächst das «feu sacré», mit welchem er die beiden Sprachen Griechisch und Latein und mit ihnen die Welt der Antike auf möglichst plastische und greifbare Art an die jungen Leute herantrug;
- dann die bereits zu Beginn gefestigte Überzeugung, dass Bildung und Erziehung an sich selbst und am Schüler um so tiefgreifender sei, je mehr sie den Charakter von Erlebnissen annehme.»

Als einer der «Ehemaligen», der Peter Wiesmann in seinen jungen Jahren jahrelang als Lehrer und Klassenlehrer, als sachkundigen und verantwortungsbewussten Führer auf Ausflügen und mehrtägigen Schulreisen und schliesslich – nach bestandener Matura – auf einer einwöchigen, eindrucklichen Maturareise in das eben von Hitler besetzte Österreich als fröhlichen Reisekollegen und Mitsänger erlebte, kann ich nur sagen: es waren unvergessliche, für Kopf und Herz gleichermassen erhebende Tage! Wie vielen ehemaligen Schülern mag es ähnlich ergangen sein, nämlich dass sie unbewusst mitgeprägt wurden und die Motivation, sich mit dem Geist der Antike auseinanderzusetzen, wohin auch immer das Leben sie hingeführt haben mochte, mitnahmen.

Manche Gymnasiasten der frühen fünfziger Jahre haben es bedauert, dass ihr inspirierender Lehrer damals zum Rektor der Kantonsschule gewählt wurde. Das musste unweigerlich zur Folge haben, dass sein Lehrpensum reduziert und seine Arbeitskraft von den Sorgen und Nöten der Schulleitung und -verwaltung zu einem grossen Teil absorbiert würde. Platze diese Schule in der alten «Kanti» doch damals fast aus allen Nähten! Von 693 Schülern stieg die Zahl während der Rektoratszeit Wiesmanns auf 1063, aus 38 Klassen wurden deren 66 – und das alles in den gleichen Räumen! Die Verhandlungen um eine Loslösung des Lehrerseminars vom Gymnasium und der Diplomhandelsschule mit den damit verbundenen Grundsatz- und Baufragen waren strapaziös. Wer wird sich darüber wundern, dass während dieser Zeit des Abwägens und Prüfens verschiedener Möglichkeiten auch in der Rektoratskommission, in der Lehrerkonferenz und auf dem politischen Parkett oft mit scharfer Klinge gefochten

wurde. Auch letzteres konnte Peter Wiesmann! So mag denn auch der eine und andere Gegner eine Schramme abgekriegt haben. Der psychische Druck für Rektor Wiesmann war in jener Zeit oft so gross, dass sein sprichwörtlicher Humor und Appenzeller Witz sich gelegentlich nicht nur in sokratische Ironie, sondern in beissende Schärfe verwandeln konnte.

Am wenigsten betroffen von dieser atmosphärischen Spannung waren wohl seine Schulklassen. Wenn Rektor Wiesmann im Schulzimmer stand und in die Quellen seiner griechischen und römischen Poesie und Philosophie eintauchte – sich selbst mit dem irrenden Odysseus, mit dem in Schuld verstrickten Ödipus, dem weise argumentierenden Plato oder dem mit geschliffener Rhetorik fechtenden Cicero identifizierend – dann konnte er die harte Wirklichkeit der ungelösten Probleme, auch seiner persönlichen, vergessen. Das war nur möglich, weil der Lehrstoff für Wiesmann nicht einfach Material war, welches der Lehrer seinen Zöglingen mit mehr oder weniger Methode und Geschick aufhalste, sondern er war ihm immer lebendiges Spiegelbild eines Erlebens wie es Menschen vor Jahrtausenden wie heute zuteil werden kann.

Wie konnte diese innige Beziehung von Lehrstoff, Lehrendem und Lernendem entstehen? Die Erklärung dafür reicht – abgesehen von der ererbten Begabung – weit zurück in die Jugendzeit Peter Wiesmanns. Vor ihrer Heirat hatte die Mutter, Hanna Wiesmann-Steiger, ein Jahr lang in Griechenland gelebt und durch Kontakte mit einem jüngeren Bruder, der längere Jahre dort arbeitete, die Welt des Hellenentums gründlich kennen und lieben gelernt. Ihre Erzählungen über das Land, in dem seit einigen Jahren ungeheure archäologische Entdeckungen an allen Ecken und Enden zur internationalen Sensation geworden waren, faszinierten den Knaben Peter so sehr, dass er nach dem frühen Tode seines Vaters, Dr. med. Paul Wiesmann, das humanistische Gymnasium in Zürich absolvierte. Von dem aus Spanien stammenden Feldherrn und späteren Kaiser Hadrian wird erzählt, dass er schon als Knabe seiner Leidenschaft fürs Griechentum wegen «der kleine Grieche» genannt wurde. Ähnliches hätte

man wohl auch von Peter Wiesmann sagen können. Denn schon im Alter von 24 Jahren schloss er sein Studium in klassischer Philologie mit dem Lehrtitel und Dokortitel ab. Nach drei Jahren Tätigkeit als Hilfslehrer in Zürich – nebenbei war er begeistertes Mitglied der «Zofingia» – wurde er an die Bündner Kantonsschule gewählt. Es war eine glückliche Wahl für unsere Schule, darüber hinaus aber auch für Bündens Kultur im allgemeinen. Verheiratet und Bündner Bürger geworden, sprach Peter Wiesmann oft in der Öffentlichkeit, so z. B. in der Historisch-antiquarischen Gesellschaft und publizierte manche Studie über geschichtliche und kulturelle Themen. Etwa ein Viertel aller Publikationen, die Dr. Urs Dierauer in der Jubiläumsschrift zusammengestellt hat, befassen sich mit spezifisch bündnerischen Themen.

Es wäre nicht denkbar, dass Peter Wiesmann etwa 50 Jahre unterrichtet hätte, ohne die Stätten, von denen er seinen Schülern und Kollegen mit der ihm eigenen Lebendigkeit erzählte, selber aufzusuchen. Bis kurz vor seinem Tode hat er mit der Gefährtin seiner späteren Lebensjahre weite Reisen unternommen, so z. B. auf den Spuren Cäsars in Gallien, natürlich auch auf das griechische Festland, Kreta, die jonische Küste Kleinasien u. a. m. Man begegnete dem Niederschlag seiner Eindrücke in seinen Rektoratsreden. Seinen Reiseberichten lauschte man gerne mit Gewinn und Interesse. Als Lehrender und Interpret ist er stets ein Lernender geblieben. Das spürten seine Schüler und Kollegen und nicht wenige sind es, die zur Nachahmung motiviert wurden.

Nach einem Vortrag über den unbekannteren, humanistischen Dichter «Archipoeta» im Rahmen des Kantonal-schullehrer-Vereins im Winter 1979 wurden wir uns der Tatsache bewusst, dass unser geschätzter Senior im Herbst seinen 75. Geburtstag feiern werde. Spontan beschloss man anlässlich eines Altphilologenstammes, eine Jubiläumsschrift herauszugeben, in der Peter Wiesmann vor allem selber zu Worte kommen sollte. Wir setzten uns zum Ziele, einige der weit verstreuten und zum Teil vergriffenen Arbeiten zusammenzutragen und das Werk durch neuere Studien, Glückwunsch- und Grussadressen zu er-

gängen. Mit einigen Überredungskünsten gelang es uns, den Autor zu überzeugen, dass es ein Verlust für die kommenden Generationen von Freunden der Antike sei, wenn manche seiner Arbeiten nicht mehr greifbar wären. So rückte Peter Wiesmann denn eines Tages mit einem dicken Bündel von Gedrucktem, Vervielfältigtem und Manuskripten an. Es entstand daraus ein Band von 264 Seiten, dem der Autor den Titel gab: Kleine Schriften. Dem Schreiber dieser Zeilen schien es sinnvoll, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten so zum Ausdruck zu bringen, dass in den Kapiteln I. Reden, II. Interpretationen, III. Übersetzungen, IV. «Homo ludens» ganz verschiedene Töne des Schaffens Wiesmanns zum Klingen kämen. Wissenschaftliche Akribie, philologische Interpretationskunst, profilierte Stellungnahmen zu Schul- und Weltproblemen und die spielerische Kunst eines selten begabten Übersetzers

humorvoller und tiefsinniger deutscher Verse und Lieder ins Lateinische (so u. a. Morgenstern-Gedichte, Studentenlieder, der Struwelpeter, Joggeli söll ga Birli schüttle) vermögen viele Leser zu begeistern. Sollte das Buch dem Leser noch unbekannt sein, kann er es für ca. Fr. 20.– beim BT-Verlag in Chur «Peter Wiesmann: Kleine Schriften zum 75. Geburtstag» beziehen.

Mit einem Schubertlied aus der Deutschen Messe nahm der Schülerchor unter Prof. G. G. Derungs im Namen der vielen Ehemaligen Abschied von dem verehrten Lehrer. Junge Kollegen spielten feierlich-heitere Oboenmusik mit Orgelbegleitung. Dies waren wohl die Abschiedsklänge, die dem Sinn und Geist unseres Rektors, Kollegen, Freundes und Angehörigen am ehesten entsprachen, Klänge einer Heiterkeit, die aus der gläubigen Weisheit geboren wird.

Peter Dalbert

Jon Semadeni



Curriculum vitae

Jon Semadeni wurde am 30. Mai 1910 in Vnà geboren, war Bürger von Poschiavo und Guarda.

1930 Lehrerpateant am kantonalen Seminar in Chur. 1937 Sekundarlehrerpateant an der Universität Zürich. Studium der deutschen Literatur und Geschichte an den Universitäten Zürich und Genf. Studium fremder Sprachen in Paris und

Siena. Sekundarlehrer in Zillis, Andeer und Scuol. 1960–1975 Lehrer an der Evangelischen Mittelschule Samedan. 1966–1977 Romanischlehrer am Lyceum Alpinum Zuoz. Gründer der ersten ambulanten Theatergruppe Graubündens «La Culissa». Kabarette in Zusammenarbeit mit Men Rauch und Cla Biert: «La Panaglia» und «La travaglia dal docter Panaglia». Mitglied der «Società da scriptuors rumantschs» (SSR). Mitglied des «Schweizerischen Schriftstellervereins» und des «Pen-Clubs».

Jon Semadeni ist am 24. Februar 1981 in seinem Heim in Samedan gestorben.

Er erkrankte plötzlich vor etwa zwei Jahren. Schwer, wie es hiess. Dann aber gelang es der medizinischen Kunst, ihn wieder aufzurichten. Ich begegnete ihm Mitte November 1980 anlässlich eines Konzertes in St. Moritz. Ich war erfreut, an seinen Lippen das bekannte, gütige Lächeln und in seinen Augen den alten forschenden Blick wieder entdeckt zu haben.

Leider musste er sich bald darauf wieder einer Operation unterziehen, von der er sich nicht mehr ganz erholte.

Und nun ist er für immer von uns gegangen. Wir trauern mit den Seinen um einen lieben Freund, um einen tapferen

Kämpfer für die romanische Sprache und Kultur.

Jon Semadeni war ein gütiger Mensch. Und gerade diese Güte, das Wohlwollen, das er für seine Mitmenschen in sich trug, sie waren es, die ihm das moralische Recht gaben, eine recht spitze, zeitkritische Feder zu führen.

Das literarische Feld, das er beackerte, war vor allem das Theater. Er gilt als Erneuerer des rätoromanischen Theaters, er ist dessen bedeutendster Vertreter: als Dramatiker, als Regisseur und als Schauspieler. Mit der von ihm gegründeten Theatergruppe «La Culissa» hat er – neben anderen – auch seine eigenen Stücke in den Dörfern des Engadins und Münstertals, in Chur, Zürich und Bern mit grossem Erfolg inszeniert und oft deren Hauptrollen selber gespielt.

Jon Semadeni war ein Philosoph.

In seinen Dramen hat er versucht, in allgemeingültige, weltanschauliche Probleme tiefer einzudringen als bis zur Grenze der sogenannten Realität.

Angefangen hat er mit «Hü Brün», jenem Radiohörspiel, das die Liebe zur Scholle höher einschätzt als die äussere Karriere. Ein beredtes Zeugnis für die Liebe zur engeren Heimat, die schon dem Kind in der Geborgenheit des Elternhauses geschenkt wurde.

Es folgten die eigentlichen Hauptwerke: «La famiglia Rubar» und «Chispar Rentsch».

«Il pövel cumanda» ist ein historisch gestrafftes Spiel um Jürg Jenatsch. Historisch und zeitnah zugleich. Es ist 1945 geschrieben worden, sicher unter dem Alpdruck der damaligen Ereignisse, eines «irrsinnigen» Krieges, der nur als Folge missbrauchter Machtpolitik möglich war.

«La s-chürdüm dal sulai» bildet eine unerbittliche Abrechnung mit dem Totalitarismus und Dogmatismus, nicht nur des Staates, sondern auch der Kirche. Hier geht es Jon Semadeni um die Frage der Wahrheit, nicht um das, was wir landläufig als Wahrheit bezeichnen, sondern um die göttliche Wahrheit, um die Liebe zu unseren Mitmenschen, um die Tat. Und die göttliche Wahrheit steckt nicht in der biblischen Wortklauberei, aber im Vorbild Christi. Im biblischen Drama «L'uman derschader» (der Mensch als Richter) stellt Jon Semadeni

mit Pilatus die Frage nach der menschlichen Gerechtigkeit.

Auch Komödien hat Jon Semadeni geschrieben:

«Ûn quader chi nu quadra» (ein Bild, das nicht stimmt, das aus dem Rahmen fällt). Dazu wurde er durch den Prozess um die falschen Vermeer-Bilder ange-regt.

«La guerra da las giallinas» (der Hennenkrieg) ist eine köstliche Satire.

Bekannt wurde Jon Semadeni auch durch seine Radiohörspiele, durch zeitkritische Sendungen und volkskundliche Hörfolgen in romanischer und deutscher Sprache. Viele Jahre war er Mitglied der Radio-Programmkommission.

Der Dramatiker Jon Semadeni hat in den letzten Jahren auch andere Literaturgattungen gepflegt.

Monodramen: «Il figl pers» (Der verlorene Sohn). Hier schiebt er die kritische Situation des Romanischen ins richtige Rampenlicht. «Il chapè» (Der Hut), ein tiefsinniges Spiel, in dessen Grundak-kord die menschliche Eitelkeit zum Klingen kommt. Das Thema: Kleider machen Leute, auf romanisch «Il chapè nu fa l'hom» (Der Hut macht nicht den Mann).

Im Fernsehen war dieses vielschichtige, vom Verfasser selber ergreifend gespielte Monodrama zur Ehre seines 70. Geburtstages im Mai 1980 zu sehen.

Mit zwei Prosawerken betrat er in den letzten Jahren literarisches Neuland und setzte seinem Werk einen denkwürdigen Markstein.

«La jürada» (Der Bannwald), zweisprachig, im romanischen Urtext mit synoptischer, deutscher Übersetzung von Huldrych Blanke, illustriert durch Mad-laina Demarmels. «Il giat cotschen» (Die rote Katze).

In beiden Werken wird das Problem von «Schuld und Sühne» aufgegriffen und vor allem in «Il giat cotschen» tief ausgeschöpft. Auf einem Spaziergang werden die schmerzlichen Erfahrungen des eigenen Gewissens schonungslos aufgedeckt.

Es sind keine Dramen, und doch verleugnen sie den Dramatiker nicht. Es sind Monologe.

Man hat «Il giat cotschen» als surrealistische Erzählung bezeichnet. Der Begriff ist meines Erachtens zu psychologisch, zu konventionell, um den Kern des

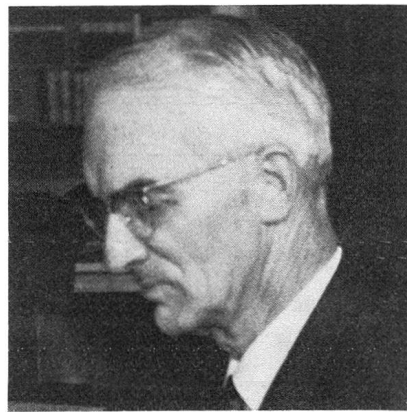
Monologs zu treffen. Hier überschreitet der Dichter die Grenzen des menschlichen Seins, hier dringt er ins Wesentliche vor, in die Transzendenz.

«Ouvras dramaticas» (Dramatische Werke), die Kollektion seiner Dramen, Komödien, Monodramen, Radiohörspiele und Fernsehspiele ist im Mai 1980 erschienen.

Jon Semadeni ist nicht mehr. 71jährig ist er gestorben und in aller Stille bestattet worden. Ein ansehnliches Alter mag man sagen. Für uns, die wir ihn gekannt haben und wissen, dass er als Schriftsteller noch vieles, vielleicht Bedeutendes hätte geben können, für uns ist er zu früh gegangen.

Victor Stupan

Alt Bundesrichter Dr. Silvio Giovanoli



Silvio Giovanoli wurde am 5. August 1902 als Bürger von Soglio in Chur geboren, wo sein Vater ein Advokaturbüro betrieb. Er besuchte in Chur die Primarschule und anschliessend das Gymnasium an der Bündner Kantonsschule. Dort gehörte er der Maturaklasse des Jahres 1921/22 an, die nicht weniger als zwei Bundesrichter (Plattner und Giovanoli) und drei Universitätsprofessoren (Liver, Ludwig und Holzer) hervorgebracht hat. Seine juristischen Studien an den Universitäten Zürich und Genf beendete er 1926 mit dem Lizentiat, und sechs Jahre später promovierte er an der Universität Genf mit einer Dissertation über «Höhere Gewalt und Zufall» zum Doktor beider Rechte. Inzwischen war er in Chur in das väterliche Anwaltsbüro eingetreten, das er nach dem Tod seines Vaters allein weiterführte. Im Jahre 1937 wurde er Rechtskonsulent der Bündner Kantonalbank, die ihn 1949 zum Vizedirektor ernannte.

Neben der praktischen Tätigkeit galt das Interesse des jungen Juristen stets auch wissenschaftlicher Arbeit. 1935 veröffentlichte er in der Zeitschrift für Schweizerisches Recht eine weitere Stu-

die über das in seiner Doktordissertation behandelte Thema, und in der gleichen Zeitschrift erschien 1941 eine Arbeit über die Bürgerschaft aus seiner Feder. Dieses Rechtsgebiet, mit dem er sich in seiner Berufstätigkeit neben dem Grundpfandrecht vornehmlich zu beschäftigen hatte, lag ihm offenbar besonders am Herzen, wie seine 1942 im Rahmen des Berner Kommentars erschienene Bearbeitung des eben revidierten Bürgerschaftsrechts beweist.

Mit dieser vielseitigen praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit erwarb sich Giovanoli den Ruf eines versierten Juristen. Dazu kam seine sprachliche Gewandtheit und Vielseitigkeit. Der in Chur aufgewachsene gebürtige Bergeller brachte bereits von zuhause perfekte Kenntnisse zweier Landessprachen mit. Als Student in Genf und mit der Abfassung seiner Dissertation lernte er auch die französische Sprache in Wort und Schrift beherrschen. Das waren die ausgezeichneten Voraussetzungen, die der Vereinigten Bundesversammlung Anlass gaben, Giovanoli im Jahre 1948 zum Ersatzrichter am Bundesgericht und zwei Jahre später zum ordentlichen Bundesrichter zu wählen.

Während seiner insgesamt 22 Jahre dauernden Zugehörigkeit zum Bundesgericht amtierte Giovanoli vorerst 14 Jahre in der ersten Zivilabteilung, die sich vornehmlich mit Obligationenrecht, Strassenverkehrs-Haftpflichtrecht und immateriellem Güterrecht zu befassen hat. Auf den 1. Januar 1965 übernahm er das Präsidium der zweiten Zivilabteilung, wo das Schwergewicht auf dem Personen-, Familien-, Erb- und Sachenrecht, dem Versicherungsvertragsrecht, dem Spezialhaftpflichtrecht sowie dem

Schuldbetreibungs- und Konkursrecht liegt. Diese Abteilung leitete er sechs Jahre lang mit kundiger Hand und gehörte ihr anschliessend noch zwei Jahre als Richter an.

Wer nicht näher mit dem Aufgabenkreis des Schweizerischen Bundesgerichts vertraut ist, vermag kaum zu ermessen, was es bedeutet, über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg, in einer Zeit stürmischer Entwicklungen, wie sie die fünfziger und sechziger Jahre unseres Jahrhunderts darstellten, an massgebender Stelle auf nahezu allen Gebieten des Zivilrechts Recht zu sprechen. Neben der Streiterledigung im Einzelfall besteht die vornehmste Aufgabe des Bundesgerichts darin, für eine einheitliche Anwendung des eidgenössischen Rechts zu sorgen, bei der Auslegung des Gesetzes begleitend zu sein und die ständige Fortentwicklung des Rechts und seine Anpassung an neue soziale Gegebenheiten zu gestalten. Die Verantwortung wiegt dabei um so schwerer, als das Bundesgericht stets das letzte Wort hat und seine Urteile keiner Überprüfung durch eine übergeordnete Instanz unterliegen.

Silvio Giovanoli hat diese grosse Verantwortung freudig getragen, und er ist ihr auch voll gerecht geworden. Seine richterliche Tätigkeit zeichnete sich ebenso durch profunde Sachkenntnis wie durch praktische Vernunft und menschliche Anteilnahme aus. Jedem Formalismus abhold, war er stets bestrebt, Lösungen zu suchen, die gesundem Menschenverstand entsprachen, ein Höchstmass an persönlicher Freiheit gewährleisten und den Anforderungen von Billigkeit und Gerechtigkeit so nahe

kamen, wie das menschlicher Unvollkommenheit möglich ist.

Nebenbei war Giovanoli auch noch als Strafrichter tätig. Er gehörte vier Jahre der Anklagekammer und acht Jahre dem ausserordentlichen Kassationshof an. Die Krönung seiner bundesrichterlichen Laufbahn bildete die durch die Bundesversammlung vorgenommene Wahl, vorerst zum Vizepräsidenten für die Jahre 1967 und 1968 und hierauf zum Präsidenten des Gesamtgerichtes für 1969 und 1970. Manche Leser erinnern sich wohl noch an den festlichen Empfang, den die Bündner Behörden dem höchsten eidgenössischen Richter im Frühjahr 1969 in Chur bereiteten. Auch seine Heimatgemeinde Soglio feierte die ihr zuteil gewordene Ehrung, und Grono, die Heimatgemeinde seiner Gattin, verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

Trotz starker Beanspruchung durch das Amt pflegte Giovanoli auch weiterhin seine wissenschaftlichen Neigungen. Vorträge und Veröffentlichungen auf den Gebieten des Sachen-, des Bürgschafts-, des Schuldbetreibungs- und Konkurs- sowie des Prozessrechts legen dafür beredtes Zeugnis ab.

Mit dem Ende des Gesamtgerichtspräsidiums ist im Bundesgericht nach feststehender Übung auch der Rücktritt vom Abteilungspräsidium verbunden. Bis zur Erreichung der Altersgrenze wirkte Giovanoli wieder als Richter in der zweiten Zivilabteilung, und auf das Ende des Jahres 1972, in welchem er die Altersgrenze von 70 Jahren erreicht hatte, trat er in den Ruhestand.

Die ausgezeichnete geistige und körperliche Verfassung, deren sich der Zurückgetretene erfreute, liessen den emsigen und engagierten Juristen natürlich nicht untätig werden. Fast täglich war er in der Bibliothek des Bundesgerichts anzutreffen, wo er Studien für Gutachten und Beratungen, vor allem aber auch für die Neuauflage seines Kommentars zum Bürgschaftsrecht betrieb, die 1978 erschien.

Erst am 8. März 1981 konnte man den in der Presse erschienenen Todesanzeigen entnehmen, dass Silvio Giovanoli bereits sechs Tage vorher, am 2. März 1981, im 79. Altersjahr plötzlich und unerwartet verstorben sei und dass die Trauerfeier bereits im engsten Familienkreis stattgefunden habe. Dieser Abgang aus dem Leben stand ganz im Einklang mit dem stillen und bescheidenen Wesen des Verstorbenen, der sein Leben lang allem abhold gewesen war, was auch nur im entferntesten nach öffentlichem Aufsehen aussah. Um so höher schätzten seine Freunde, Bekannten und Kollegen seine menschliche Aufgeschlossenheit, die persönliche Wärme, Liebenswürdigkeit und stete Hilfsbereitschaft, mit der er jedermann begegnete. Trotzdem er im Kreise seiner Familie schwerste Schicksalsschläge durch Krankheit und Tod erdulden musste, strahlte er stets heitere und abgeklärte Gelassenheit aus.

Seinem Heimatkanton Graubünden bewahrte Silvio Giovanoli auch von Lausanne aus Treue und Anhänglichkeit. Bei der Besetzung von Stellen am Bundesgericht und in andern Behörden, für die das Bundesgericht Wahlbehörde ist, wie eidgenössische Untersuchungs-



richter und Schätzungskommissionen in Enteignungssachen, setzte er sich immer für eine angemessene Vertretung Bündens ein, wenn ihm geeignete Bewerber genannt wurden oder bekannt waren. Nicht selten bemühte er sich selbst eifrig, solche ausfindig zu machen, und er war es denn auch, der frühzeitig seinen bevorstehenden Rücktritt aus dem Bundesgericht ankündigte und auf die Notwendigkeit hinwies, die Ersatzwahl rechtzeitig vorzubereiten, um die Erhaltung des Bündner Sitzes im obersten Gerichtshof der Eidgenossenschaft zu gewährleisten. Bis kurz vor seinem Tode kämpfte er

auch mit ganzer Kraft für die Erhaltung des Dorfbildes seiner Heimatgemeinde Soglio. Er stand einer von der Stiftung für Landschaftsschutz eingesetzten Kommission vor, deren Bemühungen mit der Errichtung einer Stiftung gekrönt wurden, die über reichliche Mittel verfügt, um durch ein wirksames Vertragswerk den wertvollen Baubestand zu erhalten und für die Zukunft zu sichern.

Land und Volk Graubündens haben allen Grund, Silvio Giovanoli ein ehrendes und dankbares Andenken zu bewahren.

Rolf Raschein

Cla Biert



Am 19. März 1981 starb Cla Biert im Kantonsspital Chur nach langem, wechselvollem, mit grosser Geduld ertragenem Leiden, umgeben von den Seinen und von seinen Freunden, die ihn in all den schweren Jahren, da eine bösartige Krankheit ihn befallen hatte, im Schaffen hemmte, quälte und zu wiederholten Eingriffen zwang, mit Rat und Tat unterstützten. Er wurde unter Beisein einer überwältigenden Schar von Trauernden aus nah und fern an einem strahlenden 22. März auf dem Friedhof von Sent beigesetzt, dem Dorf, wo der gebürtige Schuler, nach vorzeitiger Pensionierung, erst vor ein paar Jahren Wohnsitz genommen hatte.

Mit Cla Biert schwindet eine prominente, angesehene und weitherum beliebte Figur aus den Reihen der kulturel-

len rätoromanischen Elite, schwindet gewiss nur als liebenswerter Mensch, dem wir nicht mehr in Fleisch und Blut begegnen können, doch nicht in seinem Werk als Erzähler, Liedermacher und Sänger. Er wird allen, die ihn als Schauspieler, Fernsehkommentator, Publizisten, beliebten Referenten erlebt haben, lebhaft in Erinnerung bleiben. Zusammen mit seiner Frau und seinen Töchtern liebte er es in den letzten Jahren, kulturell hochstehende und doch sehr eingängige volkstümliche Abende zu bestreiten.

Als ältester Sohn des Landwirts und Gemeindevorstands Gisep Biert und der duonna Nesa geborenen Taisch, kam Cla Biert als ältestes von drei Geschwistern in Scuol zur Welt. Dort wuchs er mit der Schwester Stasia, Bruder Balsler und lustigen Spielkameraden auf, besuchte die Primar- und die Sekundarschule. Dann ging er ans Kantonale Lehrerseminar nach Chur und erwarb sich das Primarlehrerpatent. Während dieser Zeit starb ihm der Vater an einem schweren Unfall im Val S-charl. Nach einigen Jahren Unterricht als Elementarlehrer bildete sich Cla Biert an den Universitäten Zürich und Lausanne zum Sekundarlehrer weiter und wirkte als solcher in Ftan, Zuoz und zuletzt viele Jahre in Chur.

Schon relativ früh trat er als origineller Erzähler in Erscheinung. Als damaliger Redaktor des «Chalender Ladin» hat der Schreibende seine ersten Erzählungen abdrucken dürfen, bereits Texte von neuem, unverwechselbarem Ton. Der

Gedankenaustausch mit dem gleichgestimmten, literarisch mit mir wetteifernden Schulfreund dauerte mit wenigen Schwankungen und ohne Bruch bis zum Tod des unersetzlich gewordenen Gesprächspartners. Als Erzähler hat Cla Biert – ausser in seinem Roman «La Múdada» und in einigen späten Erzählungen, unter denen eine den von allen verehrten Seminardirektor Dr. Martin Schmid verewigt («Die Kirschenlektion»), fast nur Kinder und Jugendliche in seiner Prosa zu Wort kommen lassen, doch so, dass die ganze existentielle Spannweite gleichwohl erkennbar wird, nachlebar im eigentlichen Wortsinn. Unser Autor machte es sich schwer, sich von der drückenden Gegenwart der Ahnen zu befreien, doch gerade indem er sie schreibend ins Bewusstsein rief, streifte er sie als Mächte psychischen Zwanges ab; er wertete sie in positive Kräfte um: die zu rasch strafende Strenge des Vaters, dessen Bedürfnis nach Zeremoniell beim Markieren der Tiere, die atavistische Angst vor dem «schwarzen Mann», die die Mutter wunderbar in der Gleichung des Mitleids auflöst.

Dank seiner reichen und nuanciert angewandten sprachlichen Ausdrucksmittel figuriert Cla Biert unter den besten zeitgenössischen Autoren der rätoromanischen Literatur. Seine Prosa fliesst musikalisch und bildreich dahin und belebt die Einbildungskraft des Lesers mit ständig neuen Genüssen; sie ist symbolträchtig, ja, gelegentlich liess sich der Erzähler zu eigentlichen animistischen Orgien hinreissen, wie in der Erzählung «Betschlas malmadüras» (Unreife Arvenzapfen), bändigte dann zusehends seinen theosophisch beeinflussten Pantheismus und damit seine Sprache über den auch kompositionell anspruchsvolleren Roman «La Múdada» (Der Wechsel, der Umzug) zur überzeugend gedrängten Stimmung und wohl unübersetzbar generationsgebundenen Intimität seiner späteren Erzählungen, von denen die schon gedruckten eben mit gegenübergestelltem Text auf deutsch herausgekommen sind.

Dem aufmerksamen Leser und dem Begleiter des Autors durch viele Jahre fällt auf, dass es bei Cla Biert in seinem Schreiben kaum eine Stilentwicklung gibt, oder höchstens eine Art sensibler Sinuskurve vom direkten Zugriff der er-

sten «Zizersertexte», die so plastisch einschlugen wie die ganz späten, fast poëmen prose-ähnlichen Kurzgeschichten, über die theosophisch symbolisierende Phase zurück zur Direktheit des intensiv angereicherten Berichts, der in den späteren Erzählungen wie «Robinsons Frau» und «Il babau» (Der schwarze Mann) (siehe «Rumantscheia») ungeheuer an Prägnanz gewinnt, dergestalt, dass mir, wie einigen meiner künstlerisch tätigen Freunde, eben die Erzählungen Cla Bierts fast unübersetzbar vorkommen, weil sie sich an eine Generation richten, die Orte, Umstände, Lebensgefühl und Denkweise dieser Zwischenkriegszeit am eigenen Leib miterlebt, miterlitten hat. Manchen dürfte es vielleicht nicht leicht fallen, sich den Reizen aufzutun, die Cla Biert – ortsgebunden, sprachlich und atmosphärisch so unverwechselbar ansiedelt.

Cla Bierts Talente waren weit gefächert. Neben dem Schreiben beherrschte er das Gitarrenspiel, und der Gesang war ihm ein wichtiger Bestandteil seiner Botschaften ans romanische Volk – er trug die Lieder gern vor mit seiner anziehenden, leicht heiseren Stimme –, wobei er den Volkliederschatz, den Peider Lansel, Peider Mengiardi, Gian Gianet Cloetta und Bierts Freund und Nachbar Men Rauch geüffnet, neu zusammengestellt und zum Teil publiziert hatten, nicht einfach und unkritisch übernahm, sondern überprüfte, ergänzte und, eben, in sehr persönlicher Gestaltung vortrug. Dabei gewährte er durch seine begleitenden, nie belastenden Kommentare tiefe Einblicke in die psychologischen Impulse der liedschöpfenden Volksseele. Er war auch ein mitreissender Theatermann (nicht vergebens ist seine Frau Angelica Biert geborene Menzel eine geschulte Schauspielerin), wirkte mit in Jon Semadenis Wandertruppe «La Culissa», im Cabaret «La Panaglia» in den Stücken Tista Murks und in vielen Hörspielen; er übersetzte und inszenierte auch sehr gewandt und intuitiv Theaterstücke und war ein fundierter Kommentator von Dokumentarfilmen am romanischen Fernsehen DRS. Natürlich liess er sich auch in Ehrenämter einspannen, war drei Jahre lang Präsident der Uniu da Scriptuors Rumantschs, Berater bei der Herausgabe von Lesebüchern, gewiegter

Übersetzer von Kinderbüchern ins Ladinische und vieles andere mehr.

Sein Sterben ist also ein grosser Verlust für die rätoromanische Bewegung von heute und morgen, die mehr denn je so positive und monolithische Figuren nötig hat wie Cla Biert eine war. Seine Produktion, die wir heute noch nicht einmal ganz überblicken, bleibt uns als unschätzbare Gewinn erhalten. Das lässt ihn in uns weiterleben, weiterwir-

ken. Ja, an diese unvergleichlichen Geschichten und Lieder wollen wir uns halten, wenn wir auch hier seinen zu früh eingetroffenen Tod beklagen und uns stets erinnern an sein grosses Herz, an seinen freien, überlegenen, unbestechlichen Geist, an seine Toleranz gegenüber Menschen verschiedenster Denkweise, seine Hilfsbereitschaft und seine tiefe, durch herbe Prüfungen noch geklärte vornehme Geisteshaltung. Andri Peer

Dr. Richard Menzel, Chur



«Meinen Eltern, vorab der Mutter, war ein reiches musikalisches Erbe zuteilgeworden. Grossvater Konrad Menzel, Sohn des Literarhistorikers Wolfgang Menzel in Stuttgart (1798–1873), amte als Pfarrer in Schönenberg ob Wädenswil; leider starb er, erst 56jährig, schon in meinem Geburtsjahr.»

So schreibt der passionierte und aktive Musikfreund Dr. Richard Menzel in seinen 1975 verfassten «Erinnerungen an ein mit Musik erfülltes Leben». Am 20. März 1981 wäre diese sehr bekannte und auch in gewissem Sinne populäre Churer Persönlichkeit – er wurde mit dem ersten «Sparz-Orden» ausgezeichnet und gewann einst in der Fernsehsendung «Dopplet oder nüt» – einundneunzig geworden. Einen Tag nachdem sein Schwiegersohn, der rätoromanische Schriftsteller Cla Biert, in Sent zu Grabe getragen ward, verstarb Dr. Menzel im Ospidal d'Engiadina bassa in Scuol. Bis in seine letzten Stunden hat ihn die Klarheit seines Geistes nicht verlassen.

Körperlich freilich war er in höherem Alter zunehmend behindert. Seinen Lebensabend verbrachte er, von seinen Töchtern und deren Familien liebevoll betreut und von zahlreichen Freunden regelmässig besucht, von 1972 an im Altersheim Bodmer in Chur. – Zunächst noch viele Konzerte besuchend oder hin und wieder auch im Theater sogleich bemerkt, zog er sich mehr und mehr zurück aus Churs kulturellem Leben. Mehr und mehr sah er sich genötigt, die Verbindung mit der Musik über das Buch und die Tageszeitung aufrechtzuerhalten. Dr. Menzel tat es unermüdlich und mit kritischem Sinn, hatte er doch selbst während Jahren in der «Neuen Bündner Zeitung» und dem «Freien Rätier» Musik-Rezensionen geschrieben und regelmässig auch kulturelle Jahresbilanz im «Bündner Jahrbuch» gehalten.

Man hätte meinen können, der Dahingegangene würde ein Lebenlang nichts anderes betrieben haben als Musik auf drei Instrumenten. Er war Geiger und Bratschist, vorab aber ein versierter Pianist, der sich auch als beehrter Begleiter hin und wieder in Churs Konzertleben hervortat. Wer Dr. Menzel kannte, der wurde immer wieder in Diskussionen über Musik vor allem über seinen Lieblingskomponisten *Brahms* verwickelt. Darob vergass man zuweilen, dass er eigentlich Naturwissenschaftler studiert hatte. In Basel, wo sein Vater als Pfarrer amte, studierte er beim berühmten Zoologen Friedrich Zschokke, doktorierte 1914 und habilitierte sich 1919 an der Universität Basel. Er wurde Assistent und Privatdozent in Basel, war in Berlin wissenschaftlich tätig und kehrte wieder nach Basel zurück. 1920 tat er, zusam-

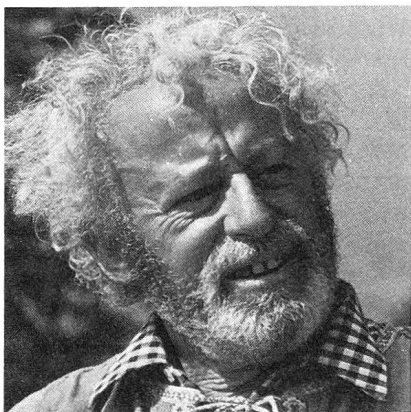
men mit seiner in Zernez angetrauten jungen Frau – Annina Menzel-Giamara verstarb 78jährig 1968 in Chur – den Sprung nach Java. Volle neun Jahre amtierte hier Dr. Menzel in Buitenzorg (heute Bogor) als Insektenforscher (Entomologe) an der Tee-Versuchsanstalt. Auch hier reisst der aktive Kontakt mit der geliebten Musik, der Kontakt mit berühmten Solisten auch, nie ab.

Im Interesse seiner Kinder und deren Ausbildung erfolgte dann allerdings 1929 die vorzeitige Rückkehr in die Schweiz. Während 26 Jahren wirkte Dr. Menzel hier als Insektenforscher an der Eidgenössischen Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil. Dieses Institut muss in der ganzen Welt bekannt sein, hat doch der Schreibende kürzlich aus reinem Zufall am Edinburger Musikfestival australische Farmer kennengelernt, die mit ihren Familien im Sinne hatten, aus beruflichen Gründen Wädenswil einen Besuch abzustatten.

Auch in Wädenswil trieb es indes Dr. Menzel über die Naturwissenschaft hinaus. Bis nach Zürich – wie nachträglich zu erfahren war – dehnte er seine musikalischen und musischen Tätigkeiten aus. 1955, nach seiner Pensionierung, übersiedelte er dann mit seiner Familie nach Chur. Im höheren Alter gestand der Dahingegangene unumwunden, er hätte im Grunde Berufsmusiker werden sollen. Der begeisterungsfähige, grosszügig denkende, mitunter auch väterliche mahnende Richard Menzel hätte die Begabung dazu gehabt. Ihm fehlte es auch nicht am manuellen und technischen Geschick. Dr. Menzel hat die berühmtesten Musiker seiner Zeit gehört. Sie waren ihm auch stets ein mächtiger Ansporn. Der Familientradition gemäss stand die Musik ausdrücklich im Erziehungsplan des Verstorbenen. Schon lange hatte er die Genugtuung, diese seine Erbschaft auch in Enkelinnen und Enkeln fortwirken zu sehen.

Peter Ammann

Zarli Carigiet



Zarli gekannt zu haben, heisst nicht nur den Menschen Carigiet persönlich gesehen und mit ihm gesprochen zu haben. Es ist vielmehr die Begegnung mit seiner Persönlichkeit, und zwar die immer wiederkehrende Begegnung und geistige Auseinandersetzung mit ihm gemeint. Diese waren mir gegönnt. So habe ich Zarli, den reifen Mann im Ruhestand, kennengelernt. Wohl sah ich den jungen Kabarettisten während meiner Studienzeit im «Schweizerbund» in Bern, als er im Cornichon auftrat. Auch

hat er als Filmschauspieler und hauptsächlich in den Radiosendungen «Vater ist's wahr?» mich beeindruckt. Die persönliche Bekanntschaft während der letzten zwanzig Jahre liessen uns Freunde werden. Und aus dieser Freundschaft, die sich mehr und mehr vertiefte, erinnere ich mich hier an Zarli Carigiet.

Wie eine Sagenfigur

Schon der Name «Zarli» liess jeden aufhorchen, der ihn zum ersten Mal hörte. Dieses Wort, das keinem christlichen Heiligen zu gelten schien – es ist die Diminutivform von Balthasar –, erinnert eher an ein kurliges Wesen, das als Sagengestalt in Wäldern und Felsen haust und mit den Menschen seinen Schabernack treibt. Und dieser Eindruck war bei ihm nicht so unangebracht. Zarli war eine Art Gnom, schon rein äusserlich, mit dem Wuschelkopf und den feurigen, flinken Äuglein. Er entsprach aber dieser Vorstellung auch durch seine kurlige Stimme, die unerwartete Narreteien und Weisheiten in einer Mundart eigener Prägung zum besten gab. Ich kann mir

vorstellen, dass sein Bruder, der Kunstmaler Alois, zur Illustrierung eines Buches Zarli als Vorbild für eine gute Sagenfigur nehmen könnte. Denn es ist erstaunlich, wie glaubwürdig Zarli in seiner ganzen Erscheinung wirkte. Ich erkläre mir dies nur dadurch, dass sein Äusseres und Inneres übereinstimmten. Seine Kauzigkeit war natürlich und ungezwungen.

Der Bergler zieht in die Grossstadt

So einmalig seine Erscheinung war, so eigentümlich waren Zarlis Leben und Laufbahn. Er wurde am 5. August 1907 in Trun als zehntes von elf Kindern geboren. Später besuchte er die Volksschule in Chur, wo seine Familie lebte und er sich zum Dekorateur ausbilden liess. Bald zog es ihn aber nach Zürich, wo er als Assistent seines fünf Jahre älteren Bruders Alois arbeitete, der dort Kulissenmaler beim Cabaret Cornichon war. Einmal schilderte er mir diesen Exodus aus Chur ungefähr folgendermassen: einerseits gekleidet wie eine Vogelscheuche mit dem viel zu weiten Tschopen seines Vaters und mit engen, bis zu den Waden reichenden Hosen und Kappanägelschuhen – andererseits mit flachem Hut und leuchtender Krawatte sowie dem Ränzlein auf der Schulter wie ein angehender Künstler, so kam er in Zürich an. Dass er dort auf dem falschen Bahnsteig ausstieg, wo die Post ausgeladen wird, nahm er eher als lustigen Zufall, welcher der Unschuld vom Lande zuzuschreiben ist, denn als böses Vorzeichen für seinen Start in der Grossstadt.

Der komische Start zur Komiker-Karriere

Von seiner Arbeit als Malergehilfe, die nicht sehr lang dauerte, hat er nur selten gesprochen. Um so öfter erzählte er über seine Laufbahn als Kabarettist. Wie er dazu gekommen sei? Er musste einen auf Kulissen gemalten Pfauen mit Federn bekleben. Diese aber blieben mehr an seinen Fingern als auf dem Papier hängen. Versuche, die Hände an den Hosen zu reinigen, machten ihn dermassen nervös, dass er in den Federhaufen fiel und sich selbst zum Pfauen schmückte. Und Walter Lesch, der Direktor des Cornichons fand, eine so komische Figur müsse im Cabaret mitmachen. Dies war der Start zu seiner langen und schönen Karriere.

Zarli hat in jener Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges dem Schweizervolk Mut gegeben, den Weg zu nationalem Zusammenhalt und gemeinsamer Abwehr fremder Ideologien einzuschlagen. Er wurde eine Art Symbol für die saubere Gesinnung des Schweizers. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn ein Bewunderer seiner Kleinkunst einen Brief an ihn einfach mit «Zarli national Schweiz» adressierte – und der populäre Mann erhielt das Schreiben, in seiner «Sommerresidenz» auf dem Maiensäss im Bündner Oberland.

Der Geist, der ihn beseelte

Hier oben, auf 1600 m ü. M., weilte der alternde Mann jeden Sommer, von Mai bis Oktober. Sobald sein Maiensäss «Barcuns» ob Trun schneefrei war, zog er hinauf und sowie der erste Schneefall in der Luft lag, packte er seine sieben Sachen und ging talwärts. Diese Bergwelt war seine eigentliche Heimat, aus der er gekommen war, in die er später zurückkehrte. Geistig hat er diese seine Heimat nie verlassen. Er blieb ihr und sich selber treu, er blieb der Bergler auch in der Grossstadt, wo er sich sogar wohl fühlte. Er spielte im Kabarett nicht den einfachen Schweizer, er war auf der Bühne der, der er im Leben war, nicht ohne Widersprüche und launige Härte, aber voller Lebensbejahung und Herzenswärme. Diese letztere wollte er von der Mutter geerbt haben, einer ungemein lieben und tüchtigen Frau, deren Bild ihn sein Leben lang begleitete. Ohne diesen Schutzengel, wie er sie nach überstandener Gefahr nannte, hätte er in seinem abenteuerlichen Leben manchen Fehltritt mehr gemacht. Zarlis kindliche Treue zur Mutter und zur Heimat Erde prägten stark sein ganzes Wesen und Wirken. So hart er auch die Bühnenarbeit empfand, wenn ein Text einmal vortragsreif war, konnte er seine Worte persönlich formen und beseelen. Seinen Erfolg sah er im Rückblick als Folge seiner tiefen Verbundenheit mit seinem Lande und dem rätoromanischen Volke. Aus dieser Ergebenheit heraus konnte Zarli auch die «böse Endzeit» überstehen. Von der Theaterwelt vergessen und verlassen, musste er nicht verbittern. Er konnte sich auffangen in einem geruhsamen Leben auf der Alp, in seiner angestammten Bergwelt, unter Haus- und Wildtieren,

ein reifer Mann, den keine Scheinwelt mehr anzog. Hier hatte er auch seinen älteren Bruder Alois, der ihm mit Rat und Tat zur Seite stand. In ihm fand Zarlis kindliches Gemüt einen Ersatz für die Mutter. Diese brüderliche Zuneigung war für beide wichtig und unentbehrlich. Keiner wollte im Grunde den andern überleben. Zarli schon gar nicht.

Heimgang

Ihm, den der Gedanke an diesen Augenblick geradezu in Panik versetzte, war es vergönnt, am 6. Juni 1981 friedlich, schnell und schmerzlos zu entschlafen. In Üetikon am Zürichsee, in seinem schönen Landheim, nach einer friedlichen Mahlzeit bei der Familie seiner

Tochter, überraschte ihn der Todesengel und brachte ihm Erlösung vom Irdischen. Auf eigenen Wunsch – wie könnte es anders sein! – wurde er zur letzten Ruhe nach Trun heimgebracht. Hier ruht er nun in seiner geliebten Bündner Erde, nahe seinem Maiensäss «Barcuns», neben dem Elternhaus, das er vor Jahren dekorativ zu schmücken mithalf.

Zarli, der Alte von Barcuns, ruht in Frieden, Zarli, der Kabarettist und Filmschauspieler, wird weiter leben, und Zarli, den Gnom mit seinem Wuschelkopf, meine ich immer wieder im heraufziehenden Nebel am Südhang von Trun zu erblicken, und ich empfinde stilles Glück, Zarli so nahe zu sein.

Tista Murk

Kantonsrichter Guido Keller



Seit dem 12. Mai dieses Jahres fehlt in einem Haus in Grono das Familienoberhaupt, ist im Bündner Kantonsgericht ein Richtersessel leer und steht die kulturelle Vereinigung der Italienischbündner ohne seinen geliebten Präsidenten da. Seinen beruflichen und kulturellen Verpflichtungen kam Guido Keller vor allem in Chur nach, seine freie Zeit, während der er nie untätig blieb, verbrachte er in seinem Heimattal. Warum reiste er immer wieder über den San Bernardino, warum hatte er sich nicht in Chur niedergelassen, wo er seine Hauptbeschäfti-

gung hatte? Die Erklärung steht vielleicht in seinen Namen. Den vokalreichen Vornamen erhielt er im Geburtsort Grono auf der Südseite der Alpen «mit ihrer Milde und Heiterkeit». Aber der Familienname deutet auf einen Herkunftsort, der recht weit nördlich vom San Bernardino liegen könnte. Wir haben uns sagen lassen, um 1700 hätten sich zwei junge Menschen aus Deutschland, aus der Gegend von Aachen, die nach dem Süden ziehen wollten, im untern Moesano niedergelassen; seitdem sei das Geschlecht der Keller im Tal präsent.

Guido Keller war allgemein als ein fröhlicher, freundlicher, gesprächiger, weltoffener und hilfreicher Mensch bekannt. Er war mit einem Temperament ausgestattet, das ihn oft zum Explodieren brachte, wenn man ihm, was weiss ist, schwarz vormalen wollte. Darin erkannte man den «Südländer», während seine Exaktheit in der Berufsarbeit und sein unbeugsamer Wille, den wichtigen Dingen auf den Grund zu gehen, eher an die nördliche Komponente seiner Herkunft denken lassen.

Seine Mutter Giuseppina geborene Giudicetti, heute 85jährig, ist eine waschechte Misoxerin. Sein Vater, Ulisse Keller, in Buseno aufgewachsen, gründete in Grono ein Holzgeschäft und vertrat während vielen Jahren den Kreis

Calanca im Grossen Rat. Der Sohn Guido besass alle Voraussetzungen – Scharfblick und menschliche Qualitäten –, um auf kantonaler Ebene ein gewiegener Politiker zu werden. Für viele Italienischbündner aber sind die Chancen in dieser Richtung sehr gering.

Guido Keller besuchte die Primarschule in Roveredo (*Collegio Sant'Anna*) und die Mittelschule im *Collegio Papio* in Ascona und in Bellinzona, wo er an der *Scuola cantonale di commercio* das Handelsdiplom erwarb. Sein erstes Tätigkeitsfeld fand er in der Tessiner Kapitale, bei der SUVA. Sein Weiterbildungsdrang brachte ihn nach einiger Zeit auf den Hauptsitz der SUVA in Luzern, und von dort kehrte er nach ein paar Jahren nach Bellinzona zurück, um auf einem Anwaltsbüro zu arbeiten. Er war mit der Zeit zur Erkenntnis gelangt, dass ein Administrationsbeamter um so sicherer und erfolgreicher arbeitet, je bewanderter er im Bereich der Rechtskenntnisse und -grundsätze ist. Als Mitarbeiter eines bekannten Tessiner Juristen konnte er sich diese Kenntnisse erwerben, wobei sein Sinn für Recht und Gerechtigkeit geradezu zu einer Leidenschaft wurde. Es ist kein Zufall, dass der Kreis Roveredo ihn im Jahre 1955 als Kreispräsident wählte. Dieses Amt war ihm eine willkommene Gelegenheit, um seinen Mitbürgern und ihren Problemen näher zu kommen und seine Kenntnisse des kantonalen Straf- und Zivilrechtes zu vertiefen. Für seine korrekte Amtsführung belohnte ihn der Bezirk Moesa, indem er ihn zweimal nacheinander als Bezirksgerichtspräsidenten wählte.

Was seine Tätigkeit als Mitglied des Kantonsgerichtes betrifft, führte Dr. Karl Laely, Präsident dieser Instanz, in seiner Grabrede aus:

«Guido Keller hat – wie beinahe alle Laienrichter an unserem Gericht – den Weg in die oberste richterliche Behörde des Kantons über die unteren Instanzen seiner engeren Heimat gefunden . . . Die reichen Erfahrungen und Kenntnisse, die er in diesen Funktionen erwarb, kamen ihm in seiner weiteren richterlichen Laufbahn sehr zustatten. Von 1966 bis 1968 hat Guido Keller als Stellvertreter und seit 1969 und bis zu seinem Tode als ordentliches Mitglied unseres Gerichtes gewirkt . . .

Guido Keller hinterlässt in unserem Gericht eine nur schwer zu füllende Lücke. Er war nicht nur ein geachteter Berufskollege, sondern wegen seiner menschlichen Qualitäten auch ein geschätzter Freund. In Fällen mit umfangreichem italienischem Aktenmaterial war er uns darüber hinaus ein unentbehrlicher Berater und Helfer. Oft wirkte er in solchen Fällen nicht nur als Übersetzer des Urteils ins Italienische, sondern als selbständiger Urteilsredaktor. Dank der Rechtskenntnisse, die er sich im Laufe der Jahre erworben hatte, konnte ihm in Fällen aus den Südtälern sogar mehrmals der Vorsitz in der Zivil- und Strafkammer des Kantonsgerichts übertragen werden. Von besonderem Wert war uns seine Mithilfe, seitdem im Jahre 1977 dem Kantonsgericht die Aufsicht über die unteren Gerichtsbehörden übertragen wurde. Mehrmals wurde ihm das Amt eines Delegierten der Aufsichtsbehörde anvertraut, nachdem er schon während Jahren als Inspektor der Betreibungs- und Konkursämter in den Südtälern gewirkt hatte. Wo immer seine Hilfe gebraucht wurde, war er zur Stelle. Keine Arbeit war ihm zu beschwerlich. Dank seiner Kenntnisse insbesondere auch der italienischen Gesetzes- und Gerichtssprache wurde er auch von anderen Gerichten und sogar vom Bundesgericht gelegentlich als Übersetzer beigezogen. In Anerkennung und Dankbarkeit gedenken viele seiner Verdienste um die bündnerische Justiz.»

Die Gerichtssessionen, das Aktenstudium, das Redigieren und Übersetzen von Urteilen und die verschiedenen ihm übertragenen Nebenämter nahmen den lieben Verstorbenen stark in Anspruch. Um ungestört zu arbeiten, pflegte er sich jeweils in sein Ferienhaus in Büseno, seinem Heimatort, zurückzuziehen. In aller Stille entwickelte er dort während Jahren seine Ideen und Gedanken über regionale, wirtschaftliche und kulturelle Belange und über die zu fördernde politische Entwicklung im Moesano und im Kanton. Er war ein Kämpfer, und wenn er sich vorbereitet fühlte, handelte er, und seine Dynamik, sein Eifer und seine spontane Mitteilungsgabe waren ihm dabei neben seinen Freunden seine besten Helfer. Als Präsident des Komitees für die Belange des Moesano kämpfte er für die Erhaltung der Bellinzona–Mesocco-Bahn, für

die industrielle Entwicklung der Täler Mesolcina und Calanca und für eine innert gewissen Schranken zu haltende Nutzung der regionalen Wasserkräfte. Er erwarb sich nebenher als Präsident des regionalen Fischervereins bleibende Verdienste. Er war auch ein eifriges Mitglied der Demokratischen Partei seines Kreises und trat seinerzeit mit Überzeugung und Elan für die Zusammenarbeit und den Zusammenschluss der Freisinnigen und Demokraten im Misox im *Partito progressista* ein, der heute noch besteht.

Im Jahre 1975 wurde Guido Keller das Präsidium der *Pro Grigioni Italiano* angeboten. Trotz seiner mannigfachen Tätigkeit nahm er das Amt an, weil die kulturelle Vereinigung der Italienischbündner im Begriff war, sich ein ständiges Sekretariat zu geben und weil ihm unsere südrätische Minderheit und ihre *latinità* ein teures Gut waren. Die Kleinarbeit überliess er ganz dem Sekretariat, aber die grossen Zusammenhänge sah er, und er verstand auch danach zu handeln, besonders wenn es darum ging, unsere Begehren auf kantonaler und eidgenössischer Ebene zu präsentieren und zu verteidigen. Beweis dafür ist u. a. sein letzter Jahresbericht an die Delegiertenversammlung der PGI vom 4. April 1981, von dem wir hier nur einige Sätze aus der Einführung und dem Schluss wiedergeben, unglücklich darüber, dass seine flüssige und ausdruckskräftige Sprache durch die Übertragung ins Deutsche viel von ihrer Eigenart verliert.

«Auch dieses Jahr sind etliche Probleme aufgetaucht, als Zeugen der Vitalität unserer Vereinigung. Einige von ihnen konnten gelöst werden, andere sind auf gutem Wege, und einige müssen aus finanziellen Gründen warten. Die grossen Errungenschaften waren, sind und werden eine Ernte der Ausdauer und eines gezielten Handelns sein, nach dem Prinzip der kleinen und sicheren Schritte von Menschen, die pflichtbewusst sind und hartnäckig kämpfen können. Dieses Pflichtbewusstsein und dieser unbeugsame Wille sollen stetsfort auch unsere Herzen und unsern Geist stärken. Nicht Gruppierungen, die einander bekämpfen, sondern die Einigkeit und Geschlossenheit dienen unserer Sache und sind unabdingbare und wichtige Voraussetzungen für das Überleben unserer Tal-

schaften. Als kulturelle Vereinigung wäre die PGI andererseits auf total falschem Wege, wenn sie die Diskussion nicht akzeptieren würde, wenn sie neuen Ideen nicht offen stünde. Das will aber nicht heissen, dass wir unsere Zeit in sterilen Auseinandersetzungen und persönlichen Zwisten verlieren sollen. Nicht durch den Immobilismus erzielt man die besten Resultate . . . Die Kultur ist weder ein Produkt der Arroganz, noch ist sie mit der Gewalt verwandt, auch wenn diese dialektisch geführt wird.»

«Die Gefahren von aussen sind zahlreich, permanent und vor allem nicht immer leicht sichtbar. Unsere Minorität, deren Vergangenheit sich sehen lässt, darf sich keine Ruhepausen, keinen Stillstand erlauben. Alle Kräfte muss man sammeln, will man dieser unserer geschichtlichen Vergangenheit treu bleiben und gerecht werden; denn heute mehr denn je spürt man, wie beissend die Angriffe sind, welche z. T. von unserem geliebten Leben selbst kommen. Es ist heute nicht leicht, in unsern Tälern zu leben. Von der Hochkonjunktur der siebziger Jahre haben diese nicht viel gespürt, weshalb das Problem der Vollbeschäftigung für sie ungelöst geblieben ist. Wenn unsere Jugend sich auf eine praktische oder wissenschaftliche Tätigkeit vorbereiten will, muss sie sich in die reichen Kantone der alemannischen Schweiz begeben, denn der Raum der schweizerischen *Italianità* ist leider sehr klein. Auch das Hochschulzentrum der italienischen Schweiz, von dem seit etwa zehn Jahren die Rede ist, hat unserer Jugend nichts zu bieten, weil es für die wissenschaftliche Forschung und Fortbildung bestimmt ist. Somit hängen ihre Ausbildungsmöglichkeiten vom Wohlwollen derer ab, die kulturell und sprachlich nicht unsere Brüder sind. Weit von seinem Dorf entfernt, exponiert sich der junge Student fremden Einflüssen, und in vielen Fällen muss er des täglichen Brotes wegen lebenslang fern von der Heimat bleiben und sich der Gefahr aussetzen, seine Identität zu verlieren.

Hier muss die PGI eingreifen, will sie einer ihrer wichtigsten Pflichten nachkommen, damit sie bald unserer Jugend sagen kann: auch zuhause könnt ihr anständig leben. Und damit dies möglich wird, muss jeder von uns, ob Behördemitglied oder Mann von der Strasse, sei-

nen ganzen Mann stellen. Jeder muss mithelfen, diejenigen, welche sich am öffentlichen und privaten Steuer befinden, zu engagieren, damit sie endlich nicht mehr nur mit wirtschaftlichen und finanztechnischen Vorzeichen denken . . .

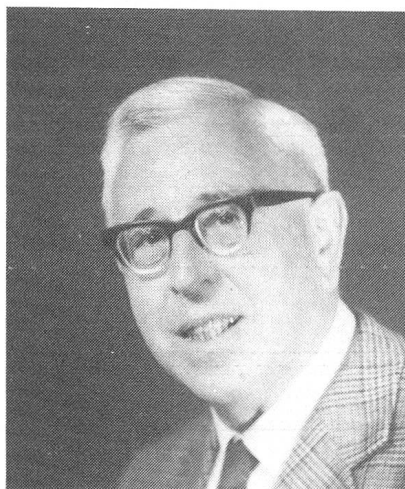
« . . . Ich bin überzeugt, dass wir Italienisch-Bündner im Grunde die gleiche Überzeugung haben, nämlich dass wir vereint kämpfen müssen, sollen die *Valli* weiterhin eine lebendige Komponente im Kanton sein und bleiben. Dies verlangt aber zu einem starken Willen und zu einer gezielten Programmierung und Aufbauarbeit auch eine Prise Bescheidenheit . . . »

Als Guido Keller am 4. April 1981 im grossen Saal des Hotels Drei Könige in Chur den Delegierten der zehn Sektionen der PGI seinen Jahresbericht präsentierte, konnte er als ein Mensch voll Leben und Tatkraft nicht ahnen, dass er einige Stunden später das Opfer eines Verkehrsunfalles würde. Er leitete die Versammlung mit sicherer und glücklicher Hand. Er erklärte sich am Schluss derselben zufrieden – er hatte vor der DV zwei Vorstandssitzungen geleitet – und gab der Hoffnung Ausdruck, der Staat möge die Stimme unserer Minderheiten hören und ihnen gegenüber seine Pflicht tun, damit er sie nicht verliert und sich damit nicht ins eigene Fleisch schneidet. Er stand nach der Tagung der Presse Red und Antwort, und dann verbrachte er mit seinen Mitarbeitern und Freunden

während des Nachtessens einige Stunden der Entspannung. Dann folgte die Heimkehr, eine weitere Heimkehr nach Grono auf der N 13, auf *der* Strasse, für deren Realisierung er mit der ihm eigenen Wirksamkeit gekämpft hatte. Es war die letzte von ihm entschiedene Rückkehr. Auf der Höhe von Zillis wurde er das Opfer eines heute noch nicht ganz abgeklärten, tragischen Unfalls. Und die, welche ihm die erste Hilfe boten, waren seine Mitarbeiter in der PGI, Misoxer und Puschlaver, welche einige Minuten später Chur verlassen hatten. Er war allein in seinem Wagen, weil er so bald als möglich zuhause sein wollte, während die andern Misoxer, wie gewohnt, in San Bernardino einen Halt machen wollten. Die Ärzte im Kantonsspital taten das Beste. Nach 38 Tagen «Schlaf» im Spital schlug seine letzte irdische Stunde. Das Begräbnis in Grono am 14. Mai gestaltete sich zu einer grossen Sympathiekundgebung für den lieben Verstorbenen und seine Familie vonseiten des Moesano, der kantonalen Behörden, der Gerichtsinstanzen der Kreise und Bezirke, des Kantons und des Bundes und vonseiten der grossen PGI-Familie. Kantonsgerichtspräsident Dr. Karl Laely, PGI-Vizepräsident Prof. Massimo Lardi und Kreispräsident A. Cattaneo (Roveredo) fanden am Grab die richtigen Worte, um die grossen und vielseitigen Verdienste des lieben Verstorbenen, dieses treuen Sohnes der *Valli*, zu würdigen.

Riccardo Tognina

Dr. Christoph Simonett



Unsere persönliche Bekanntschaft begann vor 25 Jahren. Als Antwort auf einen im Frühjahr 1956 in der «NZZ» erschienenen Artikel über das mittelalterliche Zuoz schlug mir Dr. Simonett vor, gemeinsam die darin erwähnten Baudenkmäler zu besichtigen. Eben hatte der Verstorbene die Aufgabe übernommen, das umfangreiche Inventarisationsmaterial der Aktion Bauernhausforschung zu einer wissenschaftlichen Publikation zu verarbeiten, ähnlich wie vorher Erwin Pöschel die Kunstdenkmäler.

Beeindruckt von der rasch fortschreitenden Zerstörung des traditionellen

bäuerlichen Kulturgutes durch die moderne Zivilisation, veranlasste Ende des Zweiten Weltkrieges unser Landsmann Prof. Karl Meuli in Basel die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, die ländlichen Haus- und Siedlungsformen der Schweiz in Wort, Plan und Bild festzuhalten. Ein Aktionskomitee unter der Leitung von Dr. Andrea Schorta hatte für Graubünden diese Idee in die Tat umgesetzt. Die Inventarisierung des Bündner Bauernhauses war eben abgeschlossen.

Noch lebhaft erinnere ich mich, wie Dr. Simonett bei diesem ersten Besuch in Zuoz an einem Holz-Stein-Bau in Chautaluf an einer Mauerfuge zeigte, dass der spätmittelalterliche Speicherturm nicht, wie ich meinte, der älteste Kern dieses Hauses war, sondern bereits eine spätere Erweiterung. Hier tritt beispielhaft der originelle und ganz persönliche Beitrag des Verstorbenen an der Bündner Bauernhausforschung in Erscheinung. Die allzu einseitige ethnische Schau von Jakob Hunziker, dem Altmeister der Schweizerischen Bauernhausforschung, überwindend, hat Dr. Simonett die funktionelle Betrachtungsweise von Richard Weiss durch archäologisch-kunsthistorische Kriterien erweitert und vertieft. So wurden Zusammenhänge weit über unsere Landesgrenze aufgezeigt und die Entwicklung des Bündner Bauernhauses und besonders des Steinbaues bis ins Frühmittelalter zurück verfolgt.

Diese zum Teil ganz andersartige Schau bedingte eine teilweise Neubearbeitung des Inventarisierungsgutes für die Publikation. Ein jahrelanger Weg, der bei der kritischen Einstellung des Verfassers nicht immer ein leichter war, auf dem aber seine Gattin ihm verständnisvoll helfend zur Seite stand. Jene, die wie der Schreibende das Privileg hatten, streckenweise mitzugehen, wurden für ihr Interesse reich belohnt.

Um diese Zeit schrieb Dr. Simonett (die genaue Veranlassung kennen wir nicht) nachfolgendes kurzes *Curriculum vitae*:

«Als Bürger von Lohn und Andeer wurde ich am 25. Februar 1906 in Zillis geboren. Mein Vater betrieb eine grosse Landwirtschaft und war viele Jahre im Kreis- und im Bezirksgericht. Nach dem Besuch der Dorfschulen absolvierte ich das humanistische Gymnasium in

Schiers. Das Hochschulstudium begann ich in Paris (2 Semester), dann war ich in Basel (3 Semester) und in Berlin (5 Semester). Das Dokorexamen in den Fächern Archäologie, Kunstgeschichte und Griechisch legte ich kurz vor Weihnachten 1932 als Rekonvaleszent in Basel ab. Schon vor dem Dokorexamen wurde ich als Leiter der Ausgrabungen und dann als Konservator des Vindonissamuseums in Brugg verpflichtet, wo ich bis zum Winter 1948/49 blieb. In die Bruggerzeit fallen auch meine grossen Ausgrabungen in Muralto-Minusio, in Stabio-Ligornetto und in Martigny und meine Forschungen bei der Kirche in Zillis. Die Ergebnisse wurden von mir publiziert. Während der Bruggerzeit war ich viele Jahre im erweiterten Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Kunstgeschichte, im Aufsichtsrat des Schweiz. Institutes für Urgeschichte in Basel und Mitglied der kantonalen aargauischen Altertümerkommission für die Inventarisierung der zu schützenden Denkmäler und für alle Belange des Heimatschutzes überhaupt. 1945 habilitierte ich mich an der Universität Zürich als Privatdozent und erhielt daselbst mehrmals Lehraufträge. Im Februar 1949 wählte man mich einstimmig zum ersten Direktor des neugeschaffenen Schweizerischen Institutes in Rom, turnusgemäss für zwei Jahre, doch konnte ich bis zum Herbst 1952 auf dem Posten bleiben, der mir viel Erfahrung mit höchsten weltlichen und kirchlichen Persönlichkeiten, mit Wissenschaftlern und Studenten einbrachte. Nach dem Römeraufenthalt zog ich mich zu meinem Vater nach Zillis zurück. Auf das Lehramt in Zürich verzichtete ich, da die Ausübung desselben von Zillis aus zu umständlich gewesen wäre, und in eine Stadt wollte ich nach Rom nicht zurückkehren. Dank der freundschaftlichen Vermittlung von Rektor Dr. Wiesmann wurde ich in der Folge als Mitarbeiter am Rätischen Namenbuch herangezogen. Hier konnte ich meine historischen Kenntnisse über alle bündnerischen Landesteile vertiefen, die mir sehr zustatten kamen, als ich 1956 mit der Redaktion des Bauernhauswerkes betraut wurde. Inzwischen besuchte und durchforschte ich ganz Graubünden. So war es mir auch möglich, je einen Volkshochschulkurs über die romanische und gotische Kunst in unserem

Kanton und zahlreiche Vorträge und Führungen zu übernehmen. Um mir in jeder Hinsicht Beweglichkeit zu bewahren, bereiste ich als wissenschaftlicher Führer akademischer Reisen weite Gebiete, u. a. sämtliche Mittelmeerländer. Politisch bin ich zwar interessiert, gehöre aber keiner Partei an. Ich spreche die vier Landessprachen.»

Der oben erwähnte Schritt von Rom nach Zillis war nicht leicht. Nach Vindonissa konnte er nicht mehr zurück. Der Aufwand für Vorlesungen in Zürich war von Zillis aus zu gross, weshalb Dr. Simonett auf seinen Lehrauftrag und auf weitere Angebote verzichtete. Diese Haltung entspricht einem hervorragenden Charakterzug von Dr. Simonett und ist gleichzeitig Merkmal des schöpferischen Menschen: das Bedürfnis nach Freiheit und Unabhängigkeit und die Bereitschaft, dafür Opfer zu bringen.

Seit 1953 sollte der Verstorbene seinen Heimatkanton nur für Studienreisen und zur Erholung verlassen. So schrieb er einmal aus Portugal: «Man lernt immer wieder neues hinzu und freut sich, dass es noch anderes gibt als nur Graubünden.» Diese Offenheit prägte sein wissenschaftliches Schaffen, das in dieser letzten fruchtbaren Periode bis zu seiner Erkrankung im Herbst 1979 ganz seinem Heimatkanton gewidmet war.

Hier sei vorerst sein bekanntes zweibändiges Werk über «Das Bauernhaus des Kantons Graubünden» (Basel 1965 und 1968) genannt. Dann die im Auftrag der Stadt verfasste und 1976 in Druck erschienene «Geschichte der Stadt Chur von den Anfängen bis ca. 1400».

Sehr zahlreich sind die kunst- und kulturgeschichtlichen sowie volkskundlichen Aufsätze aus dieser Zeit. Ein vollständiges Verzeichnis aller Publikationen findet man in Nr. 1/2 (1981) des Bündner Monatsblattes. Nicht weniger bedeutend war seine Vortragstätigkeit, besonders im Schosse der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens, die ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.

Nach der Übersiedlung des Ehepaares Simonett-Alioth nach Zillis war Dr. Simonett mehrere Jahre in der Schamser Vormundschaftsbehörde sowie im Zilliser Sekundarschulrat, in beiden mit dem für ihn selbstverständlichen Einsatz. In dieser Zeit gestaltete der Verstorbene auch das Schamser Talmuseum in Zillis

und schrieb dazu einen Museumsführer. Viel Befriedigung brachte ihm die Wahl zum ersten Vorsitzenden der kantonalen Kulturförderungskommission.

Die Verleihung des *Bündner Kulturpreises* 1980 durch die Hohe Regierung, war die wohlverdiente Anerkennung und Würdigung des Gesamtwerkes dieses letzten 25 Jahre.

Die kurze Dankesadresse auf die Laudatio (abgedruckt im Bündner Monatsblatt 1981, Seite 1–8) leitete Dr. Simonett – für manche vielleicht überraschend – mit einem Bekenntnis zur neueren Kunst ein, um dann mit der Feststellung fortzufahren, die kennzeichnend ist für diese ganze Schaffensperiode: «Den wiederholten Wechsel vom kulturhistorischen auf das historische oder volkskundliche Gebiet habe ich immer als grosse Bereicherung empfunden.» Dieser einfache Satz lässt das umfassende Kulturverständnis des Sprechers ahnen, das durch humanistische

Bildung und eine bäuerliche Familientradition mitgeprägt wurde.

In ihr hat denn auch Dr. Simonett seine eigene unverkennbare Identität gefunden. So konnte er bereits leidend wiederholt sagen: «Ich hatte ein schönes und interessantes Leben, was aus meiner Veranlagung heraus zu erklären ist.»

Am Schlusse dieser kurzen, bruchstückhaften Würdigung von Persönlichkeit und Werk von Dr. Christoph Simonett sei die Frage erlaubt, worin das Beispielhafte und Wegweisende eines solchen Lebens besteht? Einmal wohl in der fortgesetzten, kritischen Wahrheitssuche des Wissenschaftlers (auf viele Gebiete des Lebens anwendbar), gepaart mit der Treue zu sich selber und mit der Bereitschaft, dafür Opfer zu tragen. Dann in der Einheit einer intensiv gelebten Heimatverbundenheit und Weltoffenheit. Zuletzt die Tatsache, dass die intensive Erforschung der Vergangenheit zum Dienst am Gegenwärtigen befähigen kann.

Constant Wieser

Dr. phil. Mathis Berger



Am 29. Mai 1981 starb im Alter von 61 Jahren Prof. Dr. Mathis Berger. Er war eine populäre und vielseitige Persönlichkeit. Viele Churer erlebten die beiden Zwillingbrüder Berger als unzertrennliches Duo, sei es bei der gemeinsamen Freude am Fussballspiel oder als Auto-

ren historischer Schriften. Beide haben denn auch bei der Themenwahl für ihre Dissertationen sich auf die Vergangenheit unserer näheren Umgebung konzentriert; der Theologe Hans auf Ereignisse während der Reformationszeit und der Historiker Mathis auf die Rechtsgeschichte der Herrschaft Haldenstein.

Mathis Berger pflegte verschiedene Interessen, denn er hatte verschiedene Begabungen. Für die einen war er der Historiker, der uns die Vergangenheit erklärt hat, für die anderen war er der Pädagoge, der während über 30 Jahren im Schuldienst tätig war, für die dritten war er der passionierte Musiker, der in verschiedenen Formationen mit seiner Handharmonika mitgewirkt hat, für die vierten war er der angesehene Politiker, der bei Wahlen wiederholt mit höchster Stimmzahl das Vertrauen der Stimmbürger erhielt.

Über all diesen Neigungen, Fähigkeiten und Interessen stand aber immer unverkennbar die Person, für die man viel Sympathie empfand, der Mensch Mathis Berger, der in seiner Art eine grosse Aus-

strahlung hatte. Wer die Eigenart eines Menschen charakterisieren will, kann das vor allem oder letztlich nur aus persönlichem Erleben:

Vor 30 Jahren war ich einer seiner Schüler und er war einer meiner Lehrer an der Sekundarschule in Chur. Seine Pädagogik war nie theoretisch, sie bestand aus der Fähigkeit zu menschlicher Anteilnahme und zu spontanen Kontaktformen. Mathis Berger war für uns der Geschichtslehrer, der geläufige Heldengeschichten in Frage stellte. Er wollte die Vergangenheit nüchtern interpretieren und war skeptisch gegenüber pathetischen Versionen. Diese Grundhaltung führte zu Erkenntnissen und Überzeugungen, die den unkritischen Patrioten natürlich nicht zu gefallen wussten. Mathis Berger hatte aber Sensorien und auch Humor, um Realität und Legende zu unterscheiden. Seine Schrift «Ermordung Gesslers durch den jugendlichen Bürger Tell» belegt dieses Verständnis.

Als Pädagoge hatte er stets Lust und Spannkraft für illustre Experimente und auch unkonventionelle Formen. Für viele Schüler war er auch der Freizeit-Kamerad, mit dem man Fussball spielte, musizierte oder diskutierte. Das Wort «Kamerad» darf man hier nicht missverstehen. Mathis Berger besass jederzeit viel Autorität, aber auf eine ganz natürliche und unbestrittene Weise. Man konnte mit ihm zusammen fröhlich lachen, aber man konnte auch als zu vorwitziger Schüler vor die Türe gestellt werden.

Beinahe zwei Jahrzehnte war Dr. Mathis Berger als Geschichtslehrer am Bündner Lehrerseminar tätig. Als Gründer der «Seminar-Ländlerkapelle» wurde er bekannt in den Kreisen der Volksmusik. Im Zentrum seiner Lehrtätigkeit stand aber immer sein Bemühen, das Wesentliche der Vergangenheit zu erfassen und möglichst unverfälscht und möglichst bildhaft zu vermitteln. Sein Interesse an der aktuellen Politik war für ihn dabei immer eine ergänzende Erfahrung. Politik und Geschichte waren für ihn letztlich untrennbare Bereiche. Wer Angst hat vor der Politik, wer keine Sensorien haben will für die Politik, der soll auch nicht Geschichte verstehen oder interpretieren wollen, denn die Geschichte ist weitgehend die Politik der Vergangenheit. Daraus sind Strukturen entstanden, in denen sich die aktuelle Politik voll-

zieht. Mathis Berger war immer überzeugt, dass für ihn als Historiker und Politiker ein Erfahrungsaustausch stattfand, in einem übertragenen Sinne ein Erfahrungsaustausch zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Die Geschichte war für ihn in ihrem letzten Sinne nur dann gültig, wenn ihr letztes Kapitel stets die Gegenwart sein durfte. Diese Spannkraft und dieses Einfühlungsvermögen zu entwickeln und zu schulen, darin lag für ihn die faszinierende Aufgabe des Historikers. Aber auch in der Politik wollte er gezielt historisches Verständnis pflegen und fördern. Er kritisierte dabei sowohl glorifizierende als auch negative oder pessimistische Interpretationen. Er wollte die einzelnen Epochen differenziert erfassen und die spezifischen Vor- und Nachteile einander gegenüberstellen. Bezüge und Anklänge an aktuelle Fragen und Probleme waren ihm dabei durchaus willkommen. Ich möchte dies mit einem Beispiel dokumentieren:

Zur 500-Jahr-Feier der Begründung des Churer Zunftregimentes hat Mathis Berger einen historischen Aufsatz verfasst. Aus dem Nachwort stammen die folgenden Sätze, die einerseits den Verfasser in seinem Geschichtsverständnis und andererseits die historische Epoche charakterisieren:

«Die Churer Zunftzeit hatte zwar viel Schönes, aber doch auch viel Nachteiliges. Und schon recht bald zeigte sich bei unseren Zünften eher ein Geist des Rückschritts als des Fortschritts. Bevormundung und Beschränkung hinderten das freie Unternehmertum. Das Urteil von J. A. Sprecher, Verfasser der ausgezeichneten «Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert», gilt wohl noch heute: «Das Zunftwesen hat die Mittelmässigkeit genährt und wohl auch gefördert und grossgezogen. Es war aber doch ein Damm gegen das Schwindel- und Betrügerwesen, die Puscherei und gegen die Anmassung und die Tyrannei der grossen Industriellen und Handelsleute.» Also Vor- und Nachteile wie überall! Und das schwerwiegendste Problem: Zunftgeist und Gewerbefreiheit liessen sich nicht vereinen. Daran sind denn die Zünfte im letzten Jahrhundert, im Zeitalter des Liberalismus, überall zerbrochen. In Chur war das 1840 der Fall. Der Liberalismus wollte Freiheit

auf jedem Gebiet, und nicht zuletzt auf wirtschaftlichem. Er huldigte dem Gesetz: Laissez passer, laissez faire, le monde va de lui-même. Das glaubte man, und daran hielt man sich vor gut 100 Jahren. Heute aber haben wir wieder einsehen gelernt, dass auch das Zunftwesen mit seinen Bestimmungen manch Gutes hatte, ja, schon manches Element zum sozialen Wohlfahrtsstaat in sich barg. Der freiheitliche Rechtsstaat aber kam eindeutig zu kurz. Diese Vereinigung aber von sozialem Wohlfahrtsstaat und freiheitlichem Rechtsstaat dürfte unsere wirtschaftliche und politische Aufgabe sein.»

Und für diese politischen Aufgaben der Gegenwart wollte sich der Historiker Mathis Berger auch persönlich engagieren. Als Gemeinderat von Chur hat er vor allem pädagogische, historische und soziale Anliegen vertreten. Er war ein grosser Förderer und Befürworter des Ausbaues der Sport- und Freizeitanlagen in unserer Stadt, er hat sich vor allem für den Ausbau und die Führung des Stadtarchivs eingesetzt, und er war einer, der schon 1970 mit einem parlamentarischen Vorstoss ein Jugendhaus forderte, allerdings mit markant formulierten Auflagen. Wenn man die Protokolle seiner fünfjährigen Ratstätigkeit überblickt, dann fällt immer wieder auf, wie

sehr er sich bei jeder Gelegenheit für den Ausbau des Sozialstaates eingesetzt hat, und zwar aus einem ganz spontanen und kontinuierlichen Bemühen um praktische Solidarität. Die Kommunalpolitik bot ihm dazu eine geeignete und vor allem überschaubare Möglichkeit.

Mathis Berger war mit Leib und Seele ein Churer. Er publizierte viele Arbeiten über unsere Stadtgeschichte, so u. a. über Churs Stellung im Gotteshausbund, über den Stadtbrand von 1574, über den Churer Hexenprozess vom Jahre 1652 und auch über Churs Wirtschaft im Wandel. Er war mit dem historischen und dem aktuellen Chur vertraut und fühlte sich damit verbunden.

Mathis Berger hat rhetorisch nie eine scharfe Klinge geführt, er hat sich stets als Mensch offenbart, und in dieser Spontaneität hat er auch manche Enttäuschung, vor allem im politischen Leben, empfangen müssen. Er war nie ein Stratege und nie ein Taktiker. Er konnte sich beherzt ärgern und manche Kaltschnäuzigkeit hat ihn gekränkt. Aber aus allen Enttäuschungen fand er immer wieder zurück zu seiner Art, zu seinem Gemüt. Gegen Konventionen und Etiketten blieb er skeptisch. Und mit dieser markanten Individualität war er ein Mann mit sympathischen Eigenschaften.

Andrea Melchior

Alt Kantonsrichter Dr. Constantin Maron



Am 9. Juni 1981 starb im Kreuzspital in Chur Dr. iur. Constantin Maron. In seiner Heimatgemeinde Bonaduz ver-

brachte er seine Jugendzeit, von hier aus begann seine berufliche Tätigkeit und ein vielseitiges Wirken im öffentlichen Leben, und in seine Heimatorte zurück begleitete ihn am 12. Juni 1981 eine grosse Trauergemeinde von Mitbürgern, Kollegen und Freunden.

Nach juristischen Studien und den üblichen Lehr- und Wanderjahren gründete und führte Dr. Maron ein Anwaltsbüro, und er blieb diesem Beruf und Berufsstand zeitlebens verbunden. Ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl verband ihn mit den im Leben Benachteiligten, den Unbeholfenen und Ratsuchenden, denen er sich mit besonderer Liebe und Hingabe annahm.

Die nähere und weitere Umgebung erkannte schon früh die juristischen Fähigkeiten des jungen Anwaltes, seinen festen politischen Standort, eine lautere

Gesinnung und seine verständnisvolle menschliche Art. So lag es denn nahe, dass der Kreis Rhäzüns ihn in den Grossen Rat abordnete, dem er von 1945 bis 1965 angehörte. Damit einher ging das Amt des Kreispräsidenten von 1945 bis 1951. Aufgrund seines Könnens und Verantwortungsbewusstseins gewann er im Grossen Rat über alle politischen Schranken hinweg Achtung und Anerkennung. Diese allseitige Hochschätzung fand ihren besonderen Ausdruck, als ihm seine Grossratskollegen im Jahre 1955/56 das Amt des Standespräsidenten übertrugen, nachdem er bereits vorher die Fraktion seiner Partei, der heutigen Christlichdemokratischen Volkspartei, mit Umsicht und Entschlossenheit geführt hatte. Hatte er in jüngeren Jahren als Kreispräsident bereits richterliche Funktionen ausgeübt, so wandte er sich, neben dem Anwaltsberuf, in seiner zweiten Lebenshälfte vermehrt dem Richteramt zu. Während 20 Jahren gehörte er der kantonalen Steuerrekurskommission an, 1956 bis 1968 stand er ihr als Präsident vor, und in den Jahren 1952 bis 1979 war er Mitglied der kantonalen Anwaltsprüfungskommission. Vor allem aber gilt es seine Tätigkeit im Kantonsgericht von Graubünden hervorzuheben, dem er von 1957 bis 1978 angehörte, in den Jahren 1969 bis 1974 als dessen Vizepräsident. Aus Neigung und mit Freude war er als Richter tätig. Nicht bloss seine hohen juristischen Fähigkeiten, die nie beim blossen Buchstaben des Gesetzes stehen blieben, waren allseits geschätzt und anerkannt. Hier konnte er auch seine einführende, tolerante menschliche Art zur vollen Entfaltung bringen. So wie er in jeder Person vor den richterlichen Schranken den Menschen mit all den Stärken und Schwächen zu erkennen suchte, so sah er sich selbst hinter dem Richtertisch nicht anders, und die Tatsache, dass jeder richterlichen Tätigkeit menschliche Unzulänglichkeiten anhaften, verlor er nie aus dem Auge.

Bei all seiner beruflichen Tätigkeit und seinem Dienst am Gemeinwesen hat der Dahingegangene den Menschen in den Mittelpunkt gestellt, der für ihn Teil einer grösseren und höheren Ordnung war. Sich selbst und jeden Mitmenschen sah er in einer Grundordnung, festgefügt in einem Weltbild, das von einer christli-

chen Grundhaltung geprägt war. Er hat nie ein Hehl aus seiner Überzeugung gemacht und ist zeitlebens dazu gestanden. Seine Herkunft und die Verankerung im christlichen Glauben hat er nie verleugnet, blieb aber anders Denkenden gegenüber doch offen und tolerant. Die neueren Wandlungen in Gesellschaft, Staat und Kirche konnte er zwar nicht alle verstehen und gutheissen, und er war in seinem Innersten oft wenig davon überzeugt, alles Neue sei richtig oder gar gut. Er hat diese Wandlungen aber als Erscheinung einer neuen Generation und als Lauf alles Zeitlichen zur Kenntnis genommen und sie, wenn nicht geteilt, so doch gelten lassen, ohne von seinen hergebrachten Grundsätzen abzuweichen.

Im ganzen Leben und Wirken des Verstorbenen kam aber vor allem viel Menschliches zum Ausdruck, und eine einfache, gewinnende Menschlichkeit prägte sein Wesen. Menschliches in all seinen Schattierungen zeichneten ihn aus. Höhen und Tiefen hat er erlebt und durchlebt. Erfolg und Anerkennung waren ihm beschieden, vor Enttäuschungen und irdischer Tragik blieb er ebensowenig verschont. Constantin Maron kannte seine menschlichen Schwächen und er war sich ihrer bewusst. Gerade die einfache, offene Art, wie er im vertraulichen Gespräch dazu stand, ohne andererseits im kleinen Kreis oder in der Öffentlichkeit seine vielfältigen grossen beruflichen und menschlichen Stärken hervorzuheben, zeigten seine bescheidene, lebenswürdige Art. Wer Dr. Maron nur im letzten Jahrzehnt kannte, musste unweigerlich feststellen, wie seine körperlichen und geistigen Kräfte nachliessen, wie sein Leben von einer gewissen Tragik überschattet wurde und wie das abnehmende Hörvermögen den Kontakt mit der Umwelt erschwerte und ihn isolierte. Bis zuletzt aber blieben sein bescheidenes, lebenswürdiges Wesen und eine selbstlose, feinführende Art jedem Mitmenschen gegenüber. Das Bild des Dahingegangenen wäre aber unvollständig und ungerecht gezeichnet, wenn nicht auf sein Wirken in früheren Jahren hingewiesen würde, als er seine juristischen, politischen und menschlichen Fähigkeiten als Anwalt, als Politiker, als Richter zur vollen Entfaltung brachte. So war er etwa auf der politischen Ebene ein begabter parlamentarischer Redner, der

bei politischen Auseinandersetzungen – aber auch bei anderem Anlass – die beneidenswerte Gabe der wohlfundierten freien Rede besass. Bei all seinen Tätigkeiten zeichneten ihn nicht nur solides juristisches Grundwissen aus, vielmehr war ihm ein rasches Erfassen der wesentlichen Probleme und das Streben nach ausgewogenen gerechten Lösungen eigen. Das Verständnis für die Argumente und die Interessen seines Gesprächspartners oder der anderen Partei ganz allgemein verschafften ihm allseitige Wertschätzung. Dies machte ihn besonders in Anwaltskreisen, unter seinen Berufskollegen, zu einem loyalen und angenehmen Gegenüber, und im Umgang mit seinen eigenen Klienten, dem kleinen Mann, der sich ihm mit seinen Sorgen und Nöten anvertraute, zeigte sich die lebenswürdige und verständnisvolle Haltung des Verstorbenen augenfällig.

Im kleinen Kreis hat Dr. Maron oft durchblicken lassen, dass ihm das Richteramt am meisten Befriedigung in seiner vielfältigen Tätigkeit gegeben habe. Das wohlfundierte juristische Wissen war das eine, die Verbindung von natürlichem Rechtsempfinden und Menschenkenntnis das andere, was ihn zum Richter prädestinierte. Diese Aufgabe entsprach seinem Naturell, hier konnten die einfache Menschlichkeit, das Einfühlungsvermögen und das Verständnis für mitmenschliche Schwächen, Sorgen und Nöte seine Tätigkeit prägen. Das Recht war für ihn ohne Zweifel eine Ordnungsmacht. Er huldigte aber nie dem Buchstaben des Gesetzes, sondern der Rechtsordnung als Ganzes, die letztlich der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhelfen soll. Und dies war für ihn immer nur dann möglich, wenn hinter allen Normen und Verfahren der Mensch als notleidendes, Recht und Gerechtigkeit suchendes Wesen gesucht und gesehen wurde. Nebst ausgezeichneten juristischen Kenntnissen und dem Vermögen, zu erkennen, was sich hinter den Akten verbirgt, wies er bei seiner Richtertätigkeit immer wieder auf die Achtung vor der Würde der menschlichen Person als Hauptanliegen unserer Rechtsordnung hin. Auch sein Verhältnis zu den Richterkollegen war ebenso von einer Atmosphäre des Wohlwollens, der Toleranz und der gegenseitigen Achtung getragen, mit dem Ziel, der Verwirklichung des

Rechts und der Gerechtigkeit zu dienen. Nebst der Tätigkeit als Kantonsrichter, die für ihn viel bedeutete, hatte er eine besonders nahe Beziehung zu den angehenden Rechtsanwälten. Als langjähriges Mitglied der Prüfungskommission für die Rechtsanwälte bemühte er sich in überaus liebenswürdiger Art und Weise um den juristischen Nachwuchs und die jungen Anwaltkollegen. Diese Tätigkeit besass für ihn einen besonderen Stellenwert, und mehr als eine Generation

bündnerischer Rechtsanwälte wird in Dankbarkeit und Hochschätzung an seine Kolloquien zurückdenken. Nebst tiefgründigen juristischen Zusammenhängen, die er mit einfachen Worten aufzeigte und die er manchem erstmals zum Bewusstsein brachte, war es auch hier wiederum die besonders gütige, einführende Art eines Menschen, der angehenden jüngeren Kollegen mit geradezu väterlicher Sorge und Liebenswürdigkeit gegenübertrat.

Mit dem Hinschied von Dr. Constantin Maron, der in seinem 69. Altersjahr stand, haben nicht nur die Bürgergemeinde und langjährige Wohngemeinde Bonaduz, sondern auch der Kreis Rhäzüns und der Kanton Graubünden einen Mann verloren, der während Jahrzehnten im öffentlichen Leben stand, sich der Öffentlichkeit verpflichtet fühlte und ihr seine Fähigkeiten in mannigfacher Vielfalt zur Verfügung stellte.

Alex Schmid



Werkstr. 2 Tel. 081 24 53 83

Privat- und Firmastempel
Dateure und Numeroteure
Stempelkissen und -farben
Privat-, Geschäfts-, Handels-, Industrie- und Vereinsdrucksachen

Frauen, die Freude an Handarbeiten haben, gehen in den

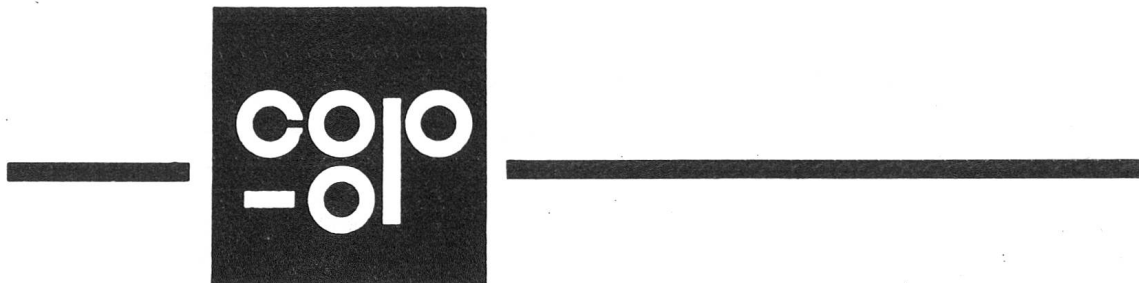
Leinen-Keller

nach

Klosters

M. Buff

Telefon 083 4 20 35



In den COOP-Läden kaufen Sie Qualitätsware zu günstigen Preisen:

Qualitäts- und frische Ware jeden Tag bei COOP.

COOP Graubünden